M 3529 E
Nr. 2 / Februar 1983
4,50 DM
Österreich 35 öS
Schweiz 4,50 sfr
Frankreich 14 FF
Luxemburg 100 lfr
Italien 3300 L
Spanien 250 Ptas
Erstverkaufstag:
28. 1. 83

PAN

Unsere herrliche Welt

Rajputana
Im Land der Königssöhne

„Entartete Kunst"
Die Malerei der Verfemten

Report
Die Entführung der Mona Lisa

Volkskunst
Altbayerisches Bauernbarock

Richard Wagner
Zum 100. Todestag des Komponisten

Der Kreml
Schatzkammer Rußlands

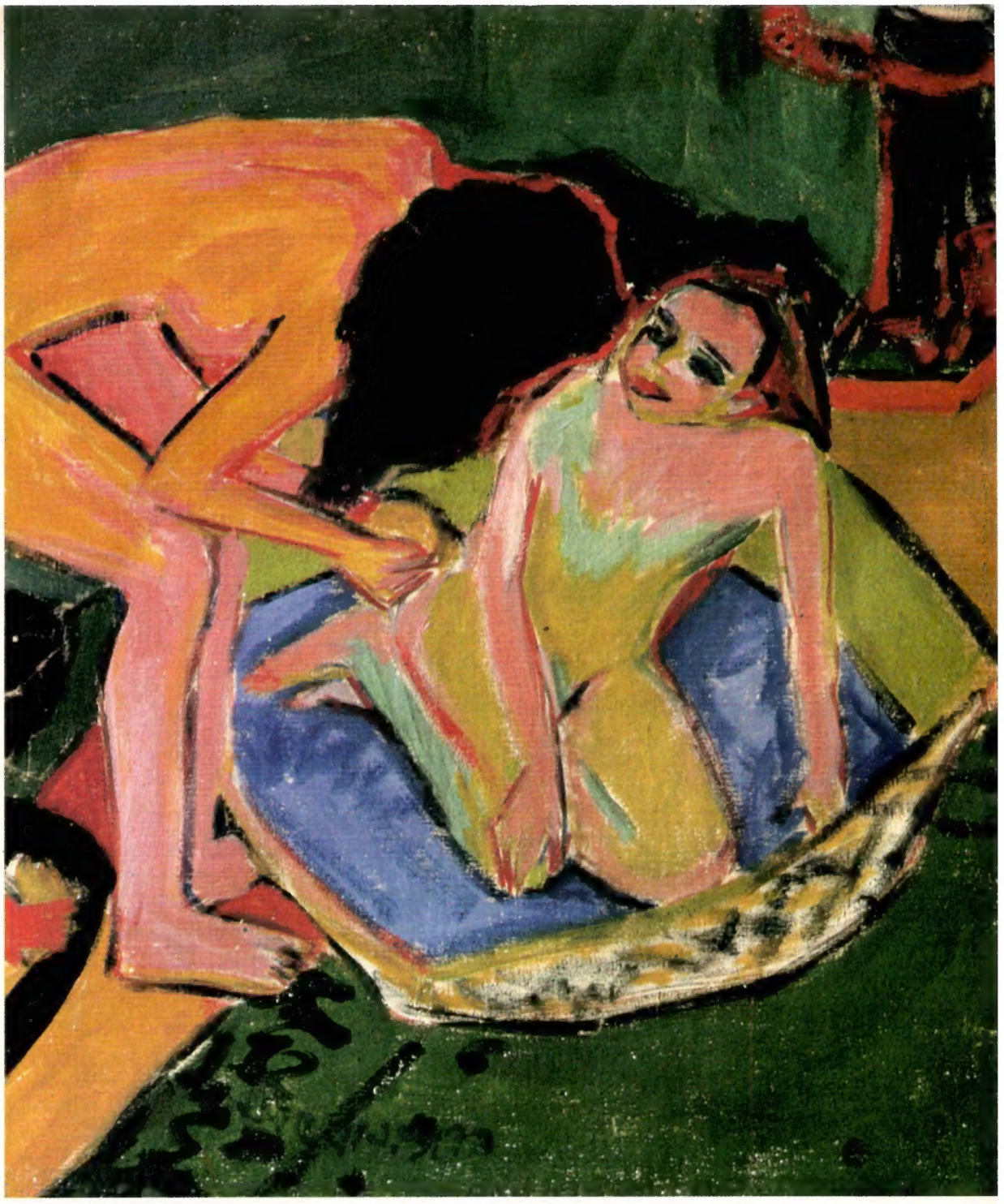
Liebe PAN-Leser

Hans Purrmann (1880–1966): Haus im Grünen. *Öl, 81 x 65 cm. Privatbesitz. Warum galt solche Malerei als „entartet"? Purrmann hatte von 1904 bis 1914 in Paris mit Matisse zusammengearbeitet. Und eben das warfen die Nationalsozialisten ihm vor: er habe „die süßliche Flächenspielerei eines Matisse importiert" und dazu beigetragen, daß die deutsche Kunst von „artfremden Elementen geknebelt" worden sei. Purrmann zog sich 1935 nach Italien zurück, von dort floh er 1943 in die Schweiz*

Vor fünfzig Jahren, am 30. Januar 1933, übernahmen die Nationalsozialisten in Deutschland die Macht, wie sie selbst es nannten. Das sollte auch für Kunst und Künstler unheilvolle Folgen bringen. Zu allen Zeiten haben die Mächtigen dieser Welt, Kaiser und Könige, Päpste und Bischöfe, jene Maler, Bildhauer und Musiker besonders gefördert, deren Werke ihrem Denken und Fühlen am meisten entsprachen. So auch Hitler und seine Gefolgsleute. Doch damit begnügten sie sich nicht: Sie wollten in allen Lebensbereichen ausmerzen, was ihren Vorstellungen und Wünschen zuwiderlief; in der Kunst alles das, was nicht mit dem „rassisch bedingten nordisch-germanischen Schönheitsideal", so der NS-Ideologe Alfred Rosenberg, übereinstimmte und daher „entartet" und „undeutsch" war. Bald begann ein Bildersturm ohnegleichen. Die Gemälde und Plastiken all jener, die den Machthabern nicht genehm waren, wurden beschlagnahmt, aus den Museen entfernt, zum Teil 1939 in der Schweiz zu Spottpreisen versteigert. Viele der Künstler erhielten Berufsverbot, so zum Beispiel die expressionistischen Meister Nolde und Schmidt-Rottluff; Kunstprofessoren wie Otto Dix und Max Beckmann wurden aus ihren Ämtern gejagt. Man schämte sich nicht einmal, Bilder von Franz Marc und August Macke für die berüchtigte Ausstellung „Entartete Kunst" 1937 in München auszusuchen – Bilder von Malern also, die im 1. Weltkrieg für Deutschland gefallen waren. Liebe PAN-Leser, wir haben eine Anzahl von jenen Gemälden zusammengestellt, die als „entartet" verbannt wurden; Schöpfungen, die schon damals in der internationalen Kunstwelt als Meisterwerke galten. PAN will damit zeigen, was es bedeutet, wenn Kleingeist, Intoleranz und unbeschränkte Macht sich zusammenfinden und bestimmen, was Kunst ist und was nicht. Ich glaube, es ist wichtig für uns alle, von Zeit zu Zeit darüber nachzudenken.

In diesem Sinne
Ihr

Senator E. h. Prof.
Dr. Franz Burda

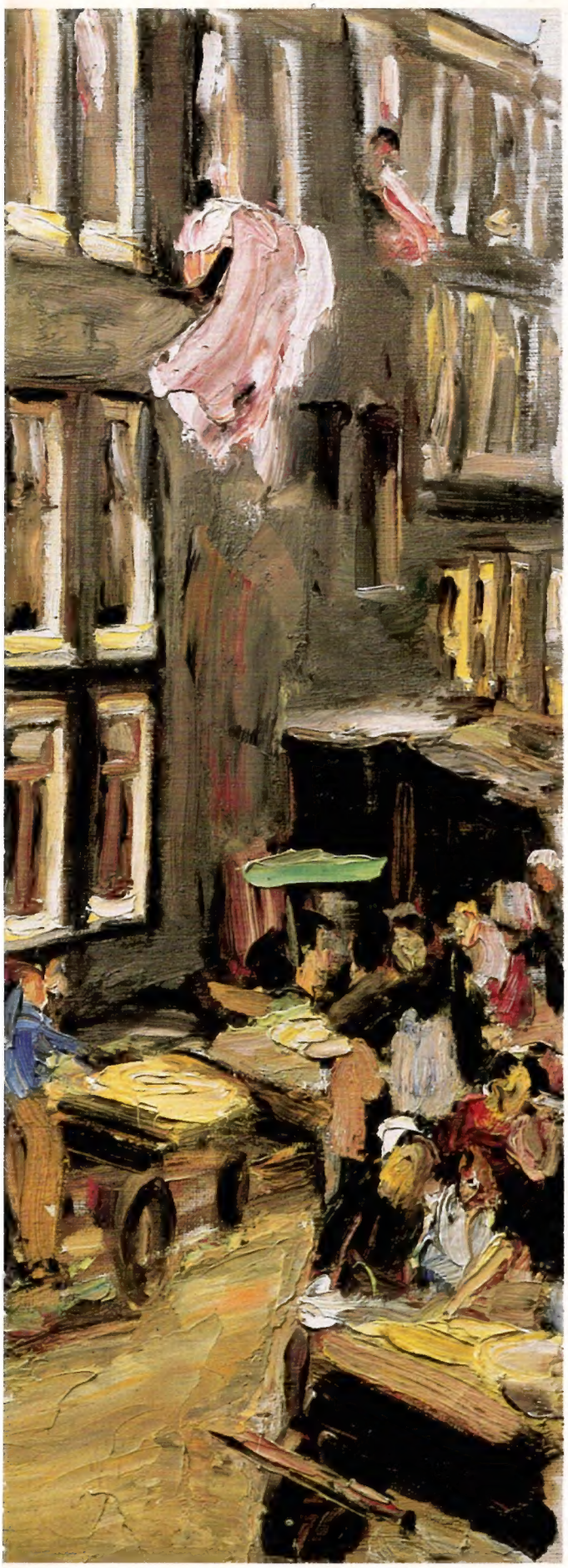


Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938): Fränzi in der Badestube, *1910. Öl, 90 x 90 cm. Privatbesitz. Die Nationalsozialisten beschlagnahmten 639 Werke Kirchners und zeigten 32 als „Entartete Kunst" 1937 in München. Lehrer Dr. Walter Hansen schrieb 1936 über die „Auffassung vom Menschen als jämmerliche Kreatur, wie sie uns sattsam aus den Schilderungen der bekannten Kulturbolschewisten Schmidt-Rottluff, Heckel, Kirchner bekannt geworden ist"*

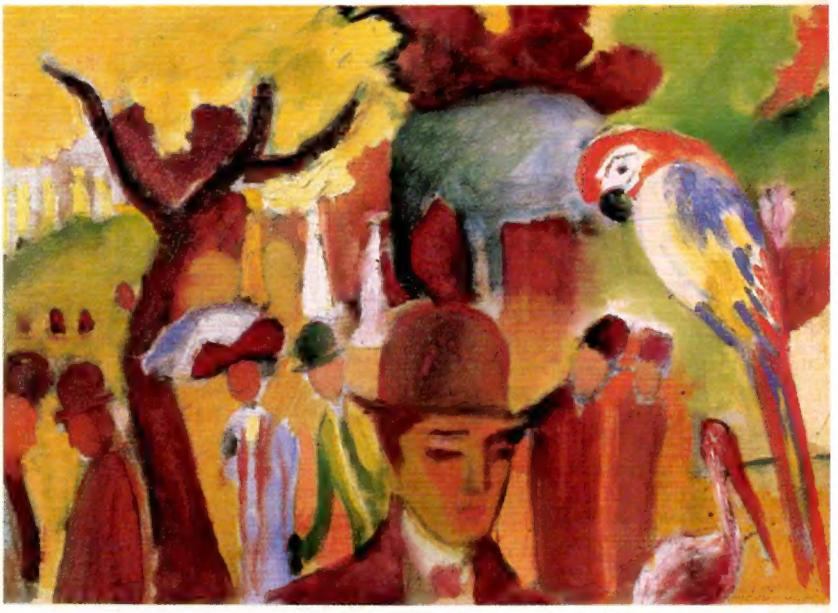
Max Beckmann (1884–1950): Pierrette und Clown, *1925, Öl, 160 x 110 cm, Mannheim, Städtische Kunsthalle. „Wie sehr die gute handwerkliche Leistung künstlich verzerrt und verleugnet wird, zeigten . . . die naiven Blödiane mit ihren grotesken Motiven, die Selbstporträtisten Heckel, Kokoschka, Schlemmer und unser lieber Max Beckmann." So das „Frankfurter Volksblatt" über die Ausstellung der „Entarteten Kunst"*

DIE MALEREI DER VERFEMTEN

Vor fünfzig Jahren, am 30. Januar 1933, wurde Adolf Hitler Reichskanzler. Der Mann, der selber ein Künstler sein wollte, befahl einen beispiellosen Bildersturm, eine gnadenlose Jagd auf die „entartete Kunst"

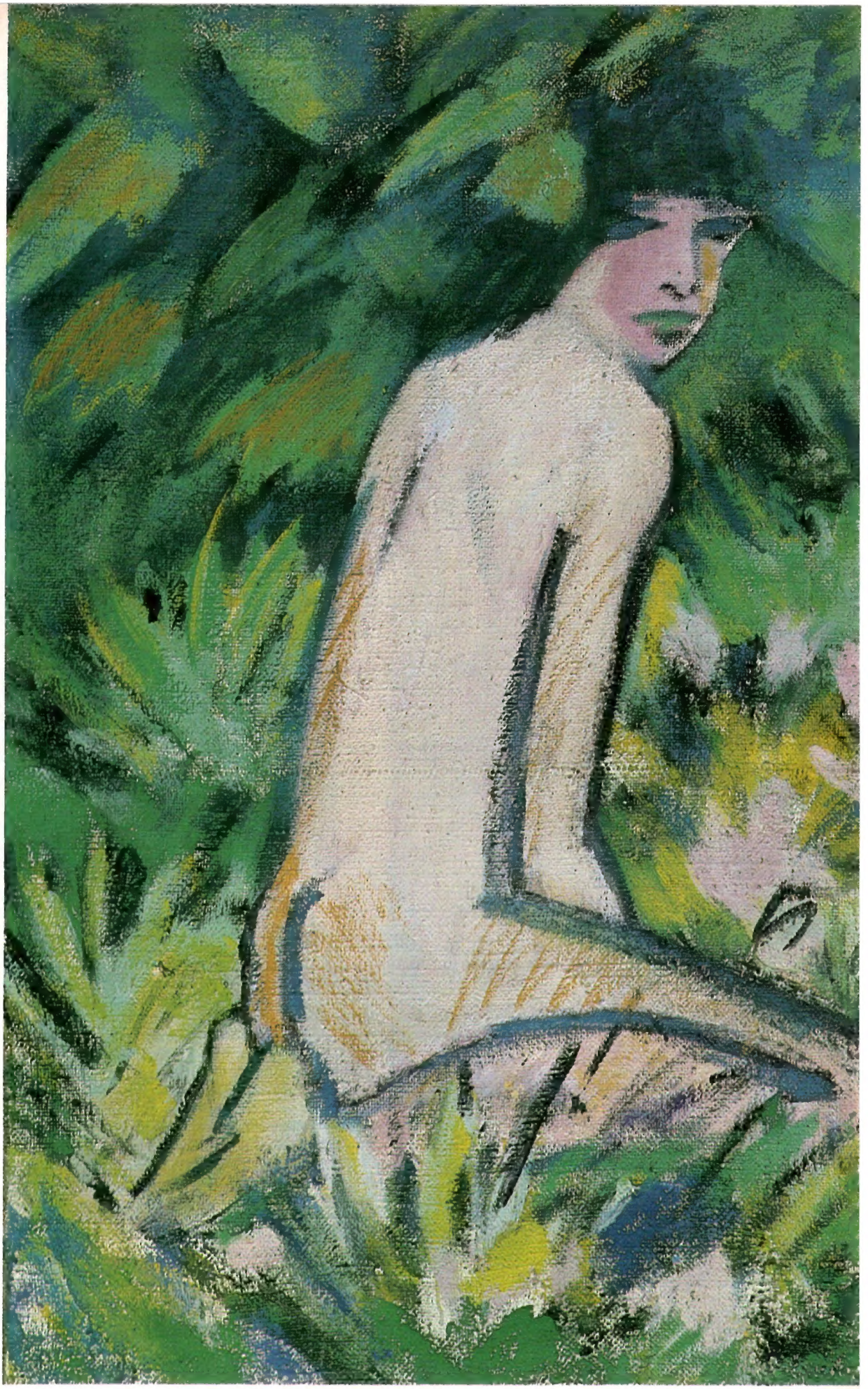


Max Liebermann (1847–1935): Die Judengasse, *1905. Öl, 59 x 73 cm. Köln, Wallraf-Richartz-Museum. Der bedeutendste Repräsentant des deutschen Impressionismus, Ehrenbürger von Berlin und Ritter des Ordens Pour le Mérite, war Jude; somit waren seine Werke ohnehin „undeutsch". An der Beerdigung des Verfemten wagten nur noch drei „arische" Künstler teilzunehmen: Käthe Kollwitz, Konrad von Kardorff und Hans Purrmann . . .*

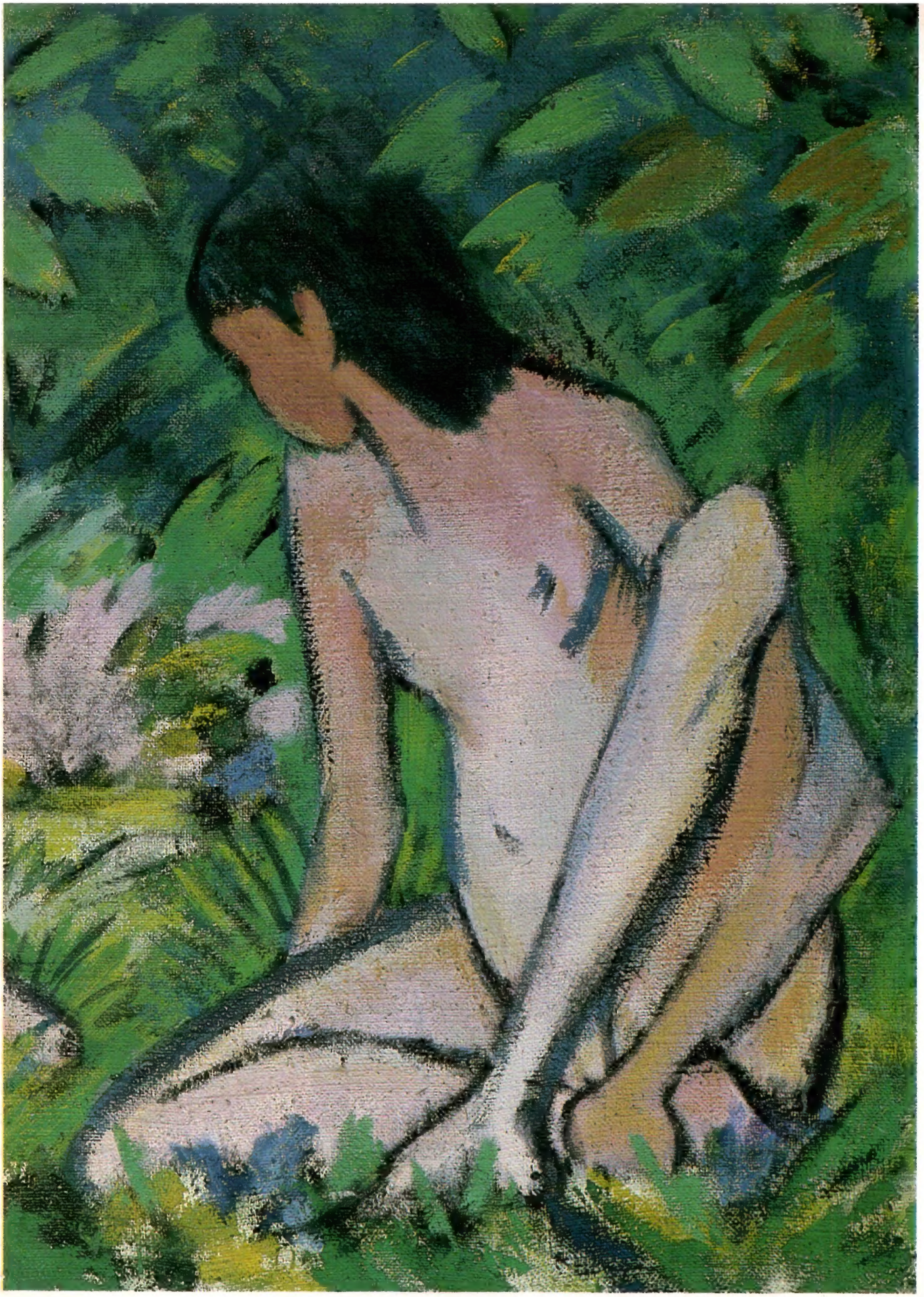


August Macke (1887–1914): Kleiner Zoologischer Garten, *1912. Öl, 47 x 68 cm. Privatbesitz. Der Maler fiel bald nach Kriegsbeginn in Frankreich. Die NS-Zeitung „Das schwarze Korps" schrieb 1936 über ihn: „Der üble Schmierant August Macke, dessen Pinselstrich anzusehen schon allein eine Qual ist, abgesehen von seinem völligen Unvermögen in Koloristik und Gestaltung"*

Franz Marc (1880–1916): Die kleinen gelben Pferde, *1912. Öl, 66 x 104 cm. Stuttgart, Staatsgalerie. Marc fiel vor Verdun. 1937 wurden sechs seiner Bilder in der berüchtigten Ausstellung gezeigt. Dagegen protestierte das Regiment, dem Marc angehört hatte. Daraufhin soll Hitler die Abhängung der Bilder befohlen haben*



Otto Mueller (1874–1930): Mädchen im Grünen, *um 1920. Öl, 101 x 135 cm, Hamburg, Kunsthalle. Der Schlesier schloß sich 1910 den von Dresden nach Berlin übergesiedelten Künstlern der „Brücke" an; Freundschaft verband ihn mit Kirchner, Heckel und dem Bildhauer Lehmbruck. Ab 1919 war Mueller Professor an der Breslauer Akademie. Seine Mutter stammte von Zigeunern ab, der Maler hat viele Motive aus der Welt dieses Volkes verarbeitet. Das genügte den Herren des Dritten Reiches, ihn als entartet einzustufen; in deutschen Museen beschlagnahmten sie 357 seiner Bilder – dreizehn davon waren in der Münchner Ausstellung zu sehen. Motto eines Raumes, in dem Mueller-Werke hingen: „Jüdische Wüstensehnsucht macht sich Luft"*



Karl Schmidt-Rottluff (1884–1976): Pommersche Moorlandschaft, *1931. Öl, 115 x 137,5 cm. Saarbrücken, Saarland-Museum. Der gebürtige Chemnitzer wurde 1933 aus der Preußischen Akademie der Künste ausgeschlossen; in deutschen Museen entfernte man mehr als sechshundert seiner Bilder, 51 Gemälde und Zeichnungen wurden als „entartet" zur Schau gestellt. 1941 belegte die Reichskammer der bildenden Künste ihn endgültig mit Malverbot*

Otto Dix (1891–1969): Die Eltern des Künstlers, *1921. Öl, 100 x 115 cm. Basel, Kunstmuseum. Kritisch-satirisch stellte der junge Dix die sozialen Verhältnisse und den Krieg dar. 1933 wurde der Dresdner Kunstprofessor entlassen; seine Bilder „verletzten das sittliche Gefühl des deutschen Volkes aufs schwerste". 1939 verhaftete man ihn, weil er vor 1933 der Liga für Menschenrechte angehört hatte*

Max Pechstein (1881–1955): Pferdemarkt bei Moritzburg, *1910. Öl, 69,5 x 80,5 cm. Lugano, Sammlung Thyssen-Bornemisza. Der „Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung", Bernhard Rust, persönlich schloß den Maler 1937 aus der Akademie der Künste aus. Ausstellungsverbot folgte*

Emil Nolde (1867–1956): Die Friesenhöfe. *Öl, 98 x 72 cm. Privatbesitz. Etwa zur gleichen Zeit wie Hitler in München trat Nolde, der eigentlich Hansen hieß, in Nordschleswig der NSDAP bei. Doch von keinem anderen Künstler wurden so viele Werke als „entartet" eingezogen: mehr als tausend. Der NS-Schriftsteller Wolfgang Willrich verkündete 1937 in seinem Buch „Säuberung des Kunsttempels": „Sein Schaffen und seine Fantasie ist krank und deshalb für die deutsche Kunst ungeeignet"*

Paul Klee (1879–1940): Der goldene Fisch, *1925. Öl, 42,5 x 62,5 cm. Hamburg, Kunsthalle. Der Schweizer hatte in Deutschland studiert und lehrte 1931–33 in Düsseldorf. Robert Böttcher, Leiter für Kunsterziehung des NS-Lehrerbundes, schrieb 1933: „Diesen Leuten lieferten unsere Regierungen die junge Künstlergeneration Deutschlands aus und ließen deren Seele vergiften . . . So mordete man unseres Volkes Kunst"*

Oskar Schlemmer (1888–1943): „Konzentrierte Gruppe", *1925. Öl, 97 x 62 cm. Stuttgart, Staatsgalerie. Der Professor, 1933 entlassen, arbeitete ab 1938 in einem Malergeschäft. Zuletzt strich er kriegswichtige Gebäude mit Tarnfarbe*

Heinrich Campendonk (1889–1957): „Der rote Hirt", *1928. Öl, 85 x 100 cm. Mönchengladbach, Städt. Museum. Der Krefelder Maler emigrierte 1933 nach Belgien und anschließend nach Holland. Im Dritten Reich verhöhnte man ihn als „einen jener Kunstbolschewisten, die . . . auch nach der Machtübernahme geglaubt hatten, so weitermachen zu können"*

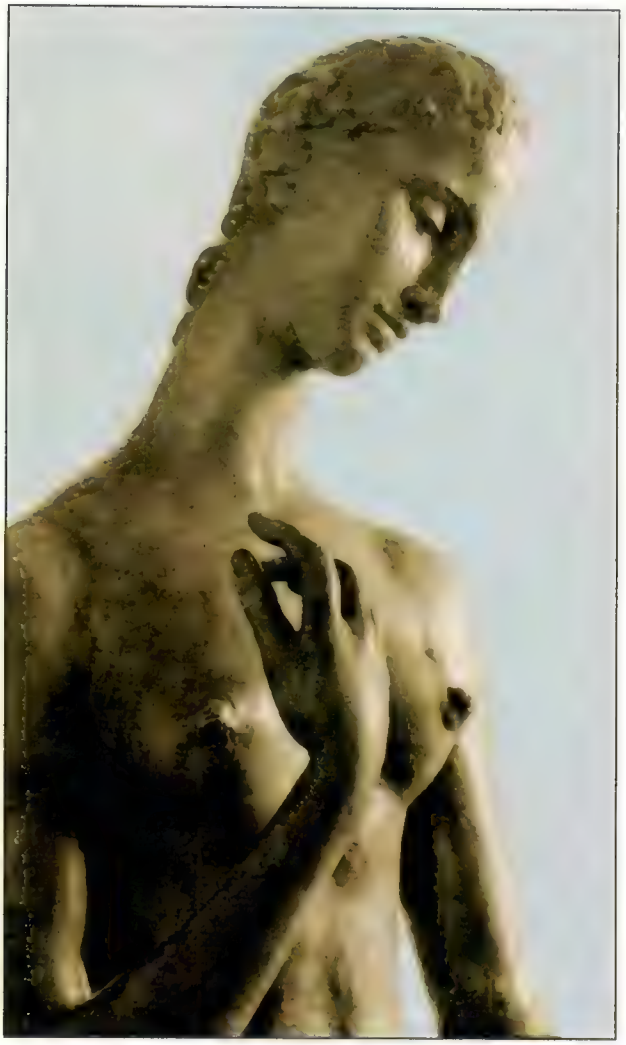
Erich Heckel (1883–1970): Dünenlandschaft auf Sylt, *1931. Öl, 96 x 120 cm. Berlin, Nationalgalerie. Der Mitbegründer der Künstlergemeinschaft „Die Brücke" wurde von den Nationalsozialisten als „Klassiker des Verfalls" gebrandmarkt. Sie beschlagnahmten mehr als siebenhundert Werke und zeigten in München dreizehn davon als „entartete Kunst". Dort reihte der Kulturkritiker Th. Wüst den Maler ein in „den heute nur noch erheiternd wirkenden Teil der Gruppe Farbenkleckser". Diese Dünenlandschaft wurde 1937 aus dem Berliner Kronprinzen-Palais bei einer „Säuberungsaktion" höchst amtlich entfernt*

Oskar Kokoschka (1886–1980): Florenz, *1924. Öl, 69 x 99 cm. Hannover, Kunstmuseum, Slg. Sprengel. „Gerade Kokoschka, der international eingestellt und für eine Clique dekadenter Intellektueller malte, ist wohl ein Musterbeispiel von dem, was das Dritte Reich ablehnt." So der Maler Josef Gerlach 1935 in „Neues Volk"*

Pablo Picasso (1881–1973): „Familie Soler", *1903. Öl, 150 x 200 cm. Lüttich, Musée d'Art Moderne. Dieses Frühwerk des Spaniers gehörte dem Kölner Wallraf-Richartz-Museum – bis 1937. Die Nationalsozialisten ließen das Gemälde in Luzern versteigern und erhielten dafür 36 000 Schweizer Franken – den halben Schätzpreis*

Christian Rohlfs (1849–1938): „Kirche in Soest“, *1918. Tempera auf Leinwand, 100 x 61 cm. Mannheim, Städt. Kunsthalle. Nachdem rund vierhundert seiner Bilder beschlagnahmt worden waren, forderte die Preußische Akademie der Künste den 88jährigen Maler 1937 zum sofortigen Austritt auf. Der Holsteiner schrieb zurück: „Ich bin als Künstler 70 Jahre lang meinen eigenen Weg gegangen und habe gearbeitet, ohne zu fragen, wieviel Beifall oder Mißfallen ich dabei erntete. Zustimmung oder Ablehnung, Ehrung oder Nichtehrung machen mein Werk weder besser noch schlechter; ich überlasse das Urteil darüber der Zukunft. Gefällt Ihnen mein Werk nicht, so steht es Ihnen frei, mich aus der Mitgliederliste der Akademie zu streichen; ich werde aber nichts tun, was als Geständnis eigener Unwürdigkeit gedeutet werden könnte.“ Die Akademie schloß ihn aus*

Ernst Barlach (1870–1938): Das Grauen, *1923. Holzplastik, 89,5 cm hoch. Essen, Folkwang-Museum. Alfred Rosenberg, Chefideologe der NSDAP, äußerte sich 1933 im „Völkischen Beobachter": „Seiner Schnitzkunst wird niemand Monumentalität absprechen. Aber was er an Menschen gestaltet, das ist fremd, ganz fremd: erdversklavte Massigkeit . . ."*



Wilhelm Lehmbruck (1881–1919): Die Knieende. *Bronze (Teilansicht), 1911. Duisburg, Lehmbruck-Museum. Der Krieg hatte ihn seelisch zerbrochen, er beging Selbstmord. Nach 1933 sollte auch sein Werk vernichtet werden. 116 Arbeiten wurden beschlagnahmt, zwei Plastiken, eine davon die „Knieende", in der Münchner Ausstellung angeprangert. Offenbar war sie nicht „nordisch" genug*

Ewald Mataré (1887–1965): „Stier", *1923. Holz, 47 x 63 cm. Saarbrücken, Saarland-Museum. Gerade ein Semester war er als Lehrer an der Düsseldorfer Akademie, da wurde Mataré 1933 entlassen, das von ihm in Kleve geschaffene Kriegerdenkmal wenig später zerstört. Auch die öffentlichen Sammlungen wurden von seinen Werken „gesäubert"*

Die Vorsehung hat mich zu dem größten Befreier der Menschheit vorbestimmt. Ich befreie den Menschen von dem Zwange eines Selbstzweck gewordenen Geistes, von den schmutzigen und erniedrigenden Selbstpeinigungen einer Gewissen und Moral genannten Schimäre und von den Ansprüchen einer Freiheit und persönlichen Selbständigkeit, denen immer nur ganz wenige gewachsen sein können."

So formulierte Adolf Hitler seine „historische Aufgabe" im Gespräch mit seinem vertrauten Anhänger Hermann Rauschning; der dann allerdings 1936 vor eben diesem Befreier ins Ausland fliehen mußte.

„Wenn Deutschland nicht den Krieg verloren hätte, wäre ich nicht Politiker, sondern ein großer Architekt wie etwa Michelangelo geworden", erklärte derselbe Hitler dem deutschen Generalkonsul in San Franzisko, Fritz Wiedemann.

Ein scheinbar weitgespannter Bogen, der sich jedoch bei näherer Betrachtung zu einem kleinen Kreis schließt.

Hitler hatte als Kunstjünger begonnen, wie so viele andere gegen den Wunsch des Vaters und ebenfalls wie so viele andere ohne Erfolg bei den staatlichen Lehranstalten. 1905 verließ er die Realschule ohne Abschluß, 1907/08 wies die Wiener Kunstakademie ihn zweimal wegen mangelnder Begabung ab.

Nun wimmelt es in der Kunstgeschichte von Malern, die niemals eine Akademie besucht haben oder bei den beamteten Meistern keine Anerkennung fanden; viele berühmt gewordene Impressionisten und Expressionisten, aber auch völlig anders ausgerichtete Künstler verzichteten aus eigenem Entschluß auf den Besuch einer Kunstschule, weil die akademische Lehre ihre Fähigkeiten nicht etwa förderte, sondern deren Entfaltung behinderte.

Behindert fühlte sich auch Hitler, doch eben weil er nicht angenommen wurde. Und er, der sein Dasein als eine Kette von Erniedrigungen erlebte, der zeitweilig im Obdachlosenasyl hauste, bedrängt von Minderwertigkeitsgefühlen, aus denen in einem Akt der Umkehrung, der seelischen Notwehr die Überzeugung erwuchs, ein verkanntes Genie zu sein – er entdeckte die Politik als Umweg zur wahnwitzigen Selbstbestätigung. Die Macht als Möglichkeit, sich aller Welt als Größten zu beweisen.

Daß er die Politik tatsächlich als Umweg zur Selbstverwirklichung musischen Genies betrachtete, darauf deutet auch eine Bemerkung hin, die er im Sommer 1939 gegenüber dem englischen Botschafter Neville Henderson machte: er, Hitler, wolle sein Leben als Künstler beschließen.

Aber solche Menschen werden sich nie damit zufriedengeben, schöpferisch tätig zu sein· allein darum, weil ihnen das eigene Ungenügen immer wieder peinigend bewußt wird. Aber wenn sie schon nicht selber können, so wollen sie doch Maßstäbe setzen; je weniger sie selbst als Maler oder Bildhäuer vermögen, um so mehr treibt es sie, Maß aller Dinge zu sein.

Ein Künstler dieser Wesensart an der absoluten Macht, es mußte das Aus für alle jene bringen, die nicht in seinem Sinne bauten, musizierten, bildhauerten, malten; die nicht schmeichelten, verherrlichten, versimpelten; die nicht schufen, was auch den schlichtesten Volksgenossen beeindruckte und im Sinne des Führers beeinflußte.

Im Sinne des Führers. Denn was brauchte er? Ein Volk, ein Publikum, das ihm bedingungslos gehorchte. Bedingungslosen Gehorsam aber kann man nur von solchen erwarten,

Bitte umblättern

„WIR WERDEN EINEN SÄUBERUNGSKRIEG FÜHREN"

Nach der Großen Deutschen Kunstausstellung 1937, die er mit einer wütenden Rede eröffnet hatte, besichtigte Hitler (g. r.) die Werke der „Entarteten" – ein Tag des Triumphes für ihn, der sich als künstlerisches Genie betrachtete. Vorn Dr. Goebbels

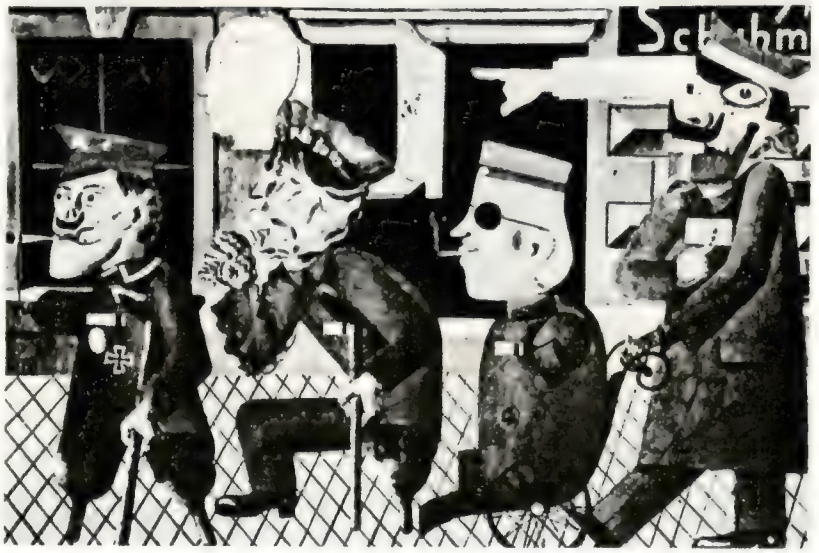
Schon am 10. Mai 1933 wurden in Berlin Bücher verfemter Autoren verbrannt. 1939 sollen auch Bilder „den Flammen übergeben" worden sein. Goebbels' Gefolgsmann Dr. Franz Hofmann hatte sich erboten, eine „gepfefferte Leichenrede zu halten"

Fortsetzung von Seite 21
die nicht zweifeln, nicht zu zweifeln wagen.
Doch gerade die Kunst des ausgehenden 19. und des jungen 20. Jahrhunderts hat die fatale Eigenschaft, den Betrachter zu Zweifeln und damit zum Denken anzuregen. Wie kommt ein Maler auf die Idee, die Welt als Versammlung geometrischer Gebilde auf die Leinwand zu bringen? Oder blaue Pferde zu malen? Die menschliche Figur gegen alle Gesetze der Anatomie darzustellen, ein Gesicht gleichzeitig von vorn und von der Seite zu zeigen? Oder überhaupt nur Farbflecken zusammenzubringen, ohne vertraute oder zumindest erkennbare Formen? Das zwingt fast zum Nachdenken.
Wer aber denkt, der ist gefährlich. Er fragt sich vielleicht nicht nur, warum ein Künstler gebrochene, erbarmungswürdige Gestalten darstellt; er fragt möglicherweise auch, warum denn gerade die nordische Rasse ohne Fehl und Tadel sein soll; oder beim Anblick der Kriegsszenen von Otto Dix, ob es tatsächlich so erstrebenswert ist, auf dem Schlachtfeld sein Leben auszuhauchen.
Wer auf diese Weise die Ideale des Reiches und der Partei malend in Frage stellte, wer zu derlei Überlegungen anregte, der war nach Hitlers Ansicht aus der germanischen Art geschlagen, der war „entartet". Die Ironie der Geschichte will es, daß dieser Begriff schon lange vor den Nationalsozialisten von einem jüdischen Arzt und Schriftsteller geprägt wurde: von Max Nordau. Er verurteilte mit diesem Wort 1893 in seinem Buch „Entartung" die „merkwürdige Vortragsweise neuerer Maler, der Impressionisten, Punktierer oder Mosaisten, der Zitterer und Flimmerer, der brüllenden Koloristen, der Grau- und Fahlfärber" und diagnostizierte, deren Weltsicht sei nur durch eine Störung des Nervenapparates und der Netzhaut zu erklären.
Nun muß es jedem unbenommen sein, den einen Künstler zu schätzen und den anderen nicht; und ebenso muß jeder Künstler das Recht haben, nach eigenem Kopf und Antrieb zu schaffen – die eine Freiheit ist so wichtig wie die andere. Und so wäre auch gegen Hitler wenig vorzubringen, hätte er sich mit der Äußerung seiner Abneigung begnügt. Doch er wollte mehr: Er wollte vernichten. Vernichten, was ihm als Gefahr für die nationalsozialistische Rassenreligion, für den absoluten Herrschaftsanspruch, für die Uniformierung des Denkens erschien.
Ein alter Hitlerscher Wahn diente als Begründung für die Verfolgung: die jüdisch-bolschewistische Verschwörung gegen das deutsche Volk.
„Das Judentum verstand es, besonders unter Ausnützung seiner Stellung in der Presse, mit Hilfe der sogenannten Kunstkritik nicht nur die natürlichen Auffassungen über das Wesen und die Aufgaben der Kunst sowie deren Zweck allmählich zu verwirren, sondern überhaupt das allgemeine gesunde Empfinden auf diesem Gebiet zu zerstören." So Hitler zur Eröffnung des Münchner Hauses der deutschen Kunst im Juli 1937.
Am folgenden Tag begann in der Galeriestraße die Ausstellung „Entartete Kunst". Im Ausstellungsführer war zu lesen: „Sie will die gemeinsame Wurzel der politischen Anarchie und der kulturellen Anarchie aufzeigen, die Kunstentartung als Kunstbolschewismus im ganzen Sinn des Wortes entlarven. Sie will die weltanschaulichen, politischen, rassischen und moralischen Ziele und Absichten klarlegen, welche von den treibenden Kräften der Zersetzung verfolgt wurden."
Die Verfolgung der verfemten Künstler selber hatte schon lange vorher begonnen; die Liste der Namen ist zugleich die Liste der großen Künstler unserer Zeit:
Ernst Barlach, Max Beckmann, Lovis Corinth, Otto Dix, Lionel Feinin-

„KUNST IM DIENSTE DER ZERSETZUNG"

Gemalte Wehrsabotage

des Malers Otto Dix



„An der Spitze marschiert der Dresdner Otto Dix mit seiner hundsgemeinen Verspottung der Kriegsbeschädigten", tobte Th. Wüst im „Frankfurter Volksblatt". Daß Dix nicht die verwundeten Soldaten, sondern die Folgen des Krieges anprangerte, wollte man natürlich nicht wahrhaben

Der Ausstellungsführer war im Sinne des Führers gestaltet: „Wir werden einen unerbittlichen Säuberungskrieg führen gegen die letzten Elemente unserer Kulturzersetzung!" Das Volk sollte empfinden, „daß wir eine Kunstentartung gehabt haben", wünschten Hitler und Genossen

ger, Erich Heckel, Karl Hofer, Ernst Ludwig Kirchner, Oskar Kokoschka, Wilhelm Lehmbruck, Max Liebermann, August Macke, Franz Marc, Otto Mueller, Emil Nolde, Max Pechstein, Paul Klee, Karl Schmidt-Rottluff und so weiter und so weiter. Ebenso die ausländischen: Chagall, Picasso, Klee, van Gogh, Cézanne, Matisse, Utrillo, um nur einige zu nennen. Rassenfanatiker setzten Rembrandt auf die „Schandliste", weil er im jüdischen Bezirk von Amsterdam gelebt und gearbeitet hatte.

Anfangs hielten viele Menschen im Ausland, aber auch im Reich das Ganze entweder für ein Mißverständnis oder für Aktionen übereifriger Parteichargen, von denen die Führung nichts wisse. Der Maler Oskar Schlemmer schrieb am 25. April 1933 einen Brief an Joseph Goebbels, der geradezu rührend anmutet:

„Tief erschüttert durch Meldungen aus verschiedenen Städten des Reichs, wie Dessau, Mannheim, Dresden, wo der Museumsbesitz an modernen Bildern in »Schreckenskammern der Kunst« zusammengebracht – dem Gespött und der Empörung des Publikums preisgegeben –, erlaube ich mir, mich an Sie zu wenden mit der dringenden Bitte, hier Einhalt zu gebieten . . ."

Am 22. September 1933 wurde per Gesetz die Reichskulturkammer gegründet. Sie stand unter der Leitung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Joseph Goebbels. In seinem Auftrag und im Namen des Führers zogen nationalsozialistische Experten wie der Münchner Professor Adolf Ziegler „zwecks Säuberung" durch die Museen und Sammlungen. Sie beschlagnahmten die Arbeiten von Juden, ebenso „jüdische" Themen „arischer" Künstler, „wehrkraftzersetzende Kriegsbilder", expressionistische Werke und abstrakte Gemälde – insgesamt mehr als 16 000. Tausende von Kunstwerken wurden nach Berlin geschafft, wo der Führer sie besichtigte und Hermann Göring sich international berühmte Gemälde für seinen Landsitz Karinhall sicherte. Professor Ziegler war auch Präsident der „Reichskammer der bildenden Künste", nur noch Mitglieder dieser Kammer durften sich in Deutschland künstlerisch betätigen. Wer den Mächtigen mißliebig war, hatte keine Chance, darin aufgenommen zu werden. Und wer aufgenommen worden war und sich nicht anpaßte, der erhielt von Ziegler einen Brief wie der Maler Karl Schmidt-Rottluff am 3. April 1941.

„Anläßlich der mir seinerzeit vom Führer aufgetragenen Ausmerzung der Werke entarteter Kunst in den Museen mußten von Ihnen allein 608 Werke beschlagnahmt werden. Eine Anzahl dieser Werke war auf den Ausstellungen »Entartete Kunst« in München, Dortmund und Berlin ausgestellt. Aus dieser Tatsache mußten Sie ersehen, daß Ihre Werke nicht der Förderung deutscher Kultur in Verantwortung gegenüber Volk und Reich entsprechen.

Obwohl Ihnen außerdem die richtungsweisenden Reden des Führers anläßlich der Eröffnung der Großen Deutschen Kunstausstellung in München bekannt sein mußten, geht aus Ihren nunmehr zur Einsichtnahme hergereichten Original-Werken der Letztzeit hervor, daß Sie auch heute noch dem kulturellen Gedankengut des nationalsozialistischen Staates fernstehen.

Ich vermag Ihnen auf Grund dieser Tatsachen nicht die für die Mitgliedschaft bei meiner Kammer erforderliche Zuverlässigkeit zuzuerkennen . . . schließe ich Sie aus der Reichskammer der bildenden Künste aus und untersage Ihnen mit sofortiger Wirkung jede berufliche – auch nebenberufliche – Betätigung auf den Gebieten der bildenden Künste. gez. Ziegler."

Am 30. Juni 1939 wurden im Luzerner Grand-Hotel National 125 „entartete" Werke aus deutschen Museen meistbietend versteigert. Der Erlös betrug 570 940 Schweizer Franken. Etliche Bilder fanden keinen Interessenten; ein Schweizer Kunsthändler erwarb sie ein paar Jahre später für insgesamt viertausend Franken.

Zu den versteigerten Bildern gehörten Franz Marcs „Rote Pferde", Picassos „Familie Soler" und „Zwei Harlekine", van Goghs „Selbstbildnis" aus München. Als das Frankfurter Museum 1962 ein von Matisse gemaltes und in Luzern verschleudertes Stilleben zurückkaufte, mußte es eine halbe Million Mark dafür bezahlen – das Sechzigfache des Versteigerungserlöses von 1939.

Angeblich wurden bereits im Februar 1939 mehr als tausend Ölgemälde und etwa 3800 Grafiken und Zeichnungen, die für den Verkauf im Ausland ungeeignet erschienen, im Hof der Berliner Hauptfeuerwache verbrannt. Doch das ist nicht ganz sicher. Sicher ist hingegen, daß am 27. Mai 1943 auf der Terrasse der Tuilerien in Paris rund fünfhundert Gemälde von Picasso, Miro, Klee, Léger und anderen modernen Malern „den Flammen übergeben wurden", wie man damals sagte.

„Wie war das alles nur möglich?" ist nach dem Ende des Dritten Reiches immer wieder gefragt worden. Die Antwort ist vielfältig. Die wirtschaftliche Lage, sechs Millionen Arbeitslose, das politische Klima, der Versailler sogenannte Friedensvertrag – es gibt tausend Gründe, und alle sind sie stichhaltig und haben zusammengewirkt, daß Hitler Reichskanzler werden, seine Partei an die Regierung kommen konnte.

Zum andern gilt wohl auch in diesem Falle der Satz: „Das einzige, was wir aus der Geschichte lernen, ist, daß wir aus der Geschichte nichts lernen." Denn die Nationalsozialisten waren keineswegs so originell; vieles, vielleicht sogar das meiste von dem, was sie laut verkündet und mit allerdings beispielloser, grausiger Konsequenz getan haben, ist schon Jahrzehnte vorher gedacht und gesagt worden. Was die Kunst betrifft:

„Eine Kunst, die sich über die von mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr. Uns, dem deutschen Volke, sind die großen Ideale zu dauernden Gütern geworden, während sie anderen Völkern mehr oder weniger verlorengegangen sind." Also sprach, wie der Katalog zur Münchner Erinnerungsausstellung 1962 „Entartete Kunst" mitteilt, Kaiser Wilhelm II. schon zu Anfang dieses Jahrhunderts. Da war die Zeit noch nicht reif.

Was den Künstler Adolf Hitler betrifft, so gibt es noch eine Pointe höherer Art. Am 21. September 1937 erging „An die Herren Landesleiter der Reichskammer der bildenden Künste" das Rundschreiben Nr. 123. „Dienstlich vertraulich" ließ der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda darin mitteilen, „daß der Führer wünscht, daß Ausstellungen von Zeichnungen seiner Hand nicht stattfinden. Ich bitte, in dem Bereich Ihrer Landesleitung dafür zu sorgen, daß diese Anordnung genaueste Beachtung findet."

Dr. Goebbels hatte Hitler offenbar davon überzeugt, daß es klüger wäre, seine künstlerischen Werke dem deutschen Volke nicht zu zeigen; und Martin Bormann, der spätere „Sekretär des Führers", erhielt die Order, sämtliche greifbaren Zeichnungen, Aquarelle und Bilder aufzukaufen. So schloß sich der Kreis eines „Künstlerlebens".

Dr. Bernhard Naeling

Empfehlenswerte Lektüre zu diesem Thema: „Kunstdiktatur im Dritten Reich" von Paul Ortwin Rave, Hamburg, 1949. „Entartete Kunst" von Franz Roh, Hannover, 1962. „Die bildenden Künste im Dritten Reich", Dokumentation von Joseph Wulf, Gütersloh, 1963

Fotos: Bavaria-Blauel, Berghausen, bpk, Heisler, Hinz, Kleinhempel Mlch. Copyrights: S. 2 Bild-Kunst, Bonn; S. 18 u. Spadem, Paris Bild-Kunst, Bonn; S. 7 Wolfgang & Ingeborg Henze, Campione d'Italia, S. 10 11, 12 o., 15 u., 18 o. Cosmopress, Genf; S. 13 Stiftung Seebüll Ada und Emil Nolde; S. 9 Galerie Stangl

Wer heute an morgen denkt, rechnet mit uns.

Sie haben Pläne für die gemeinsame Zukunft – Anschaffungen für Ihre Wohnung, vielleicht eine größere Urlaubsreise und später die Eigentumswohnung oder ein eigenes Haus.

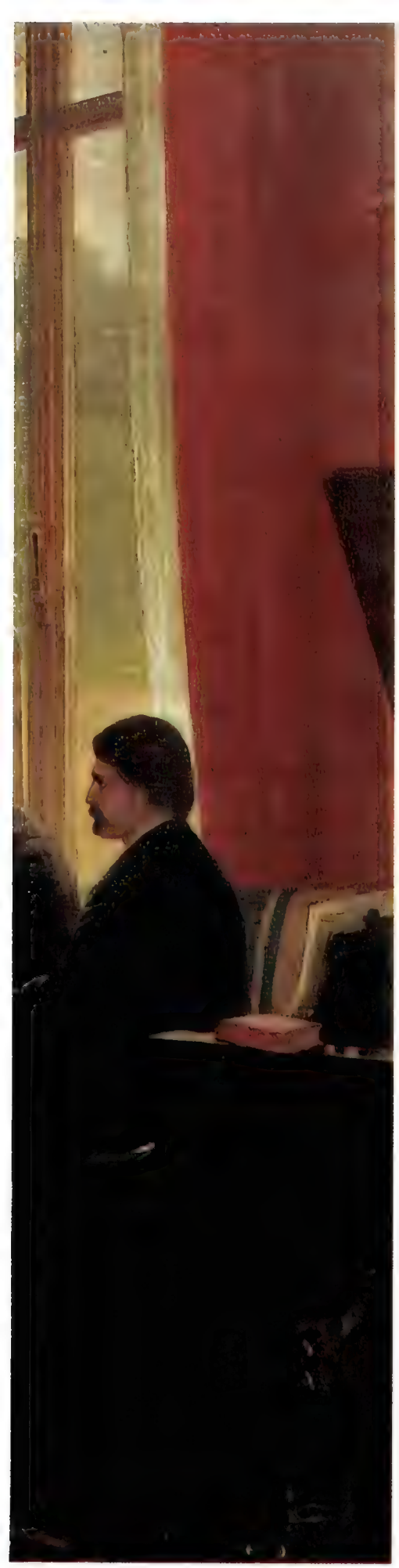
Mit einer erfahrenen Bank wie der Deutschen Bank können Sie viel für die Verwirklichung Ihrer Wünsche tun. Wir geben Ihnen nicht nur das Geld dazu, wir machen Ihnen auch die Rückzahlung so leicht wie möglich.

Und wir beraten Sie umfassend, wie Sie schon heute den Grundstein für ein kleines Vermögen legen und wie Sie es erfolgreich ausbauen. Damit Sie morgen finanziell gut abgesichert sind.

Sprechen Sie mit uns. Denn unser Service ist es wert.

Deutsche Bank

Im Arbeitszimmer seiner Villa „Wahnfried" in Bayreuth: Richard Wagner mit seiner zweiten Frau Cosima, Schwiegervater Franz Liszt und Hans von Wolzogen, der ab 1878 die „Bayreuther Blätter" herausgab, das publizistische „Sprachrohr" des von vielen Anhängern fast mit Fanatismus verehrten Meisters. Gemälde von W. Beckmann, 1880



Er war Textdichter, Komponist und Kunstschriftsteller. Und er war ständig auf der Flucht vor Gläubigern. Ein Genie als Opfer seiner Triebe

RICHARD WAGNER

Leidend und groß wie das Jahrhundert, dessen vollkommener Ausdruck sie ist, das neunzehnte, steht die geistige Gestalt Richard Wagners mir vor Augen. Physiognomisch zerfurcht von allen seinen Zügen, überladen von allen seinen Trieben, so sehe ich sie." So leitete Thomas Mann den Vortrag ein, den er zu Wagners fünfzigstem Todestag im Februar 1933 in München hielt. Wagners Werk bewertete er als eines der „großartig fragwürdigsten, vieldeutigsten und faszinierendsten Phänomene der schöpferischen Welt". Und Wagners Weg war ihm „dies unruhvoll umhergetriebene, gequälte, besessene und verkannte, in Weltruhmesglanz mündende Leben".

Persönlichkeit und Kunst des genialen Musikdramatikers sind wohl nie prägnanter charakterisiert worden als von dem großen Schriftsteller, der in seinen Hauptwerken den bürgerlichen Verfall, die Spannung zwischen Kunst und Bürgertum, zwischen Geist und Leben behandelt und die Sensibilität des Künstlers, der dem gewöhnlichen Leben fremd und hilflos gegenübersteht.

Das „unruhvoll umhergetriebene" Leben des vergötterten und geschmähten, berühmten und berüchtigten, leidenschaftlich umstrittenen Richard Wagner endete vor hundert Jahren, am 13. Februar 1883, in Venedig. Begonnen hatte es in unruhvoller Zeit.

Als Wilhelm Richard Wagner am 22. Mai 1813 im Zentrum von Leipzig, in einem Haus am Brühl, seinen ersten Schrei tut, ersterben etwa 150 Kilometer weiter östlich, bei Bautzen in der sächsischen Oberlausitz, die Schreie verwundeter Preußen, Russen und Franzosen. An den beiden Tagen zuvor hat dort Kaiser Napoleon eine große Schlacht gegen die verbündeten Preußen und Russen gewonnen. Ein halbes Jahr noch, und Richard Wagners Vaterstadt wird einer „Völkerschlacht", die das Ende der Napoleonischen Ära einleitet, den historischen Namen geben.

Leipzig ist von den Franzosen besetzt. Carl Friedrich Wagner – Richard ist sein neuntes Kind – amtiert als Polizei-Aktuar und hat Aussicht, Polizeidirektor der größten Stadt Sachsens zu werden. Da er Französisch spricht, ist ihm die wenig dankbare Aufgabe zuteil geworden, im Einvernehmen mit der Besatzungsmacht für Ordnung zu sorgen.

Er wüßte sich was Besseres als diese zeitraubende Tätigkeit. Seit eh und je pflegt er eine Vorliebe für Literatur und Theater, Goethe und Schiller sind seine Idole. Sogar als Amateurschauspieler hat er sich versucht. Mit dem Schauspieler Ludwig Geyer hat er sich befreundet. Der ist ein intimer Freund der Familie geworden.

Hat Hausfreund Geyer sich allzusehr Johanna Rosine Wagner, der Gattin des Polizeigewaltigen, gewidmet, während dieser seiner Vorliebe für eine bestimmte Schauspielerin nachging? Richard, so wird später behauptet, sei in Wirklichkeit Geyers Sohn. Und von Mutter Johanna Rosine wird berichtet, sie sei die natürliche, das heißt außereheliche Tochter von Prinz Friedrich Ferdinand Constantin, dem Bruder des Weimarer Großherzogs und Goethe-Freundes Carl August; der junge Prinz habe ihre hübsche Mutter, die Gemahlin des Bäckermeisters Pätz in Weißenfels, des öfteren mit seiner Anwesenheit beehrt.

Bewiesen ist beides nicht, aber auch nicht widerlegt. Auch manche Figuren in Wagners Opern – so Lohengrin

Bitte umblättern

Wagner beim Komponieren am Flügel in der Villa „Wahnfried". Das Bild zeigt ihn vermutlich während der Arbeit am „Parsifal"

Gefährtin seiner Hungerjahre. Die Schauspielerin Minna Planer und der 23jährige Wagner heirateten 1836. Die schon bald unglückliche Ehe endete erst mit Minnas Tod, 1866

Wagner-Mäzenin. Mathilde Wesendonk und ihr begüterter Mann Otto boten Wagner 1857 bei Zürich „Asyl". Mit Mathilde verband den Komponisten eine enge Beziehung

Hüterin des Werks. Cosima, die Liszt-Tochter, die 1870 Wagners zweite Frau wurde, leitete bis 1906 die Bayreuther Festspiele. Sie starb 1930 im Alter von 92 Jahren

Fortsetzung von Seite 27

– machen ein Geheimnis aus ihrer Herkunft. Ein Motiv, das aus Wagners eigener Abstammung hervorgeht? Oder haben Wagner-Biografen diese Verschleierungen als Anregung für Spekulationen genommen?

Im November 1813 fällt Carl Friedrich Wagner der Typhus-Epidemie zum Opfer, die in Leipzig nach der Völkerschlacht ausgebrochen ist. Im Jahr darauf heiraten Johanna Wagner und Ludwig Geyer, und die Familie zieht nach Dresden, wo der vielseitig begabte Geyer als Schauspieler und Sänger auftritt und Stücke schreibt. Den kleinen Richard zieht die Welt des Theaters, in der sein Stiefvater ein hochgeschätzter Mann ist, unwiderstehlich an. Geyer, der den Jungen wegen seines aufbrausenden Temperaments „Kosak" nennt, kümmert sich liebevoll um ihn.

Von einer besonderen musikalischen Begabung Richards ist in seinen Kinderjahren nichts zu bemerken. Zwar klimpert er nicht ungeschickt auf dem Klavier; aber das tun viele seines Alters. Als Ludwig Geyer 1821 schwer erkrankt, läßt Frau Johanna, um den Kranken ein wenig zu zerstreuen, den achtjährigen Richard im Nebenzimmer Klavier spielen. Nach „Wir winden dir den Jungfernkranz" fragt Geyer: „Sollte er etwa Talent zur Musik haben?" Tags darauf stirbt er.

Vielleicht wäre die Entwicklung des jugendlichen Richard Wagner geordneter verlaufen, hätte er nicht die leitende Hand dieses Mannes entbehren müssen, den er im Alter dankbar als seinen geistigen Vater bezeichnet.

Die Aufführung von Carl Maria von Webers „Freischütz" 1822 in Dresden wird für ihn zu einer Art Schlüsselerlebnis. Der Zauber dieser romantischen Oper läßt ihn nicht mehr los. Dem Komponisten und Dresdner Hofoperndirektor Weber, der im Hause Johanna Geyers häufig zu Besuch weilt, bewahrt er tiefe Ehrfurcht. 1844 ist es Richard Wagner – nun selbst Dresdner Hofkapellmeister –, der dafür sorgt, daß die Gebeine des 1826 in London gestorbenen Weber nach Dresden gebracht und dort beigesetzt werden.

Aber das liegt noch in weiter Ferne. An der Dresdner Kreuzschule – wo er als Richard Geyer geführt wird –, an der Leipziger Nicolai- und später an der Thomasschule fällt er in den nächsten Jahren hauptsächlich dadurch auf, daß er nur ungern lernt und oft schwänzt. Er schreibt ein Drama „Leubald und Adelaide", in dem nicht weniger als 42 Menschen sterben, und beginnt als Sechzehnjähriger, es zu vertonen. Diesem Werk zuliebe schwänzt er nun gleich ein halbes Jahr die Schule. Die Familie ist entsetzt, als sie dahinterkommt.

Es ist eine bemerkenswert musische Familie. Albert, Richards ältester Bruder, ist auf Anraten Webers Sänger geworden; drei seiner Schwestern sind zur Bühne gegangen, eine von ihnen, Luise, hat den berühmten Verleger Brockhaus geheiratet.

Sie alle finden sich damit ab, daß Richard eine musikalische Laufbahn ins Auge faßt. Brockhaus schlägt vor, Richard solle sich bei Hummel, einem der hervorragendsten Pianisten, ausbilden lassen, damit er seinen Lebensunterhalt als Musiker verdienen könne. Richard lehnt ab. (Sein Leben lang wird er nie ein Instrument „beherrschen".)

Mit Mühe setzt Mutter Johanna durch, daß er beim Thomaskantor Christian Theodor Weinlig Unterricht in Harmonielehre nimmt. Weinlig gewinnt bald an der Begabung seines Schülers sehr viel Freude, so daß er auf Honorar verzichtet. Beethovens siebente Sinfonie fasziniert den jungen Wagner ebenso wie die neunte und der „Fidelio"; nicht minder aber auch das silberbesetzte Käppchen der Burschenschaft Saxonia, der er 1831 beitritt, als er ohne Reifeprüfung zum Musikstudium an der Leipziger Universität zugelassen wird.

Ein ziemlich großspurig auftretender Bursche, der zuviel trinkt, unaufhörlich redet und von seiner eigenen Familie für einen Tunichtgut gehalten wird. Zumal, nachdem er Mutters Pension, die er abholen soll, verspielt, wenn auch glücklicherweise zurückgewonnen hat. Von ihm erwartet wohl niemand viel, schon gar nicht, daß er sich als künstlerisches Jahrhundertgenie entpuppen wird. Seine Jugendwerke lassen – allen Zeugnissen zufolge – nichts dergleichen erkennen.

1833 verschafft Albert Wagner, Erster Tenor und Regisseur in Würzburg, seinem Bruder eine Stellung als Chordirektor am dortigen Theater. Damit beginnen Richard Wagners Wanderjahre. Dieser Begriff läßt sich eigentlich auf den größten Teil seines weiteren Lebensweges anwenden.

Als Musikdirektor einer Theatertruppe, die in Magdeburg, Rudolstadt und dem Kurort Lauchstädt spielt (dessen Theater Goethe entworfen hat), vervollkommnet er sich im Dirigieren. Und er lernt Minna Planer näher kennen, die Erste Liebhaberin des Ensembles. 1836 reist er ihr nach Königsberg nach, wo er vergebens auf eine ihm in Aussicht gestellte Anstellung wartet.

Die bekannte, vom Beifall umrauschte Schauspielerin und der ehrgeizige Komponist und Dirigent, der sich erst noch einen Namen machen muß, heiraten. Es ist der Beginn einer Ehe, in der auf kurzes Glück langes Leid folgt.

In Riga, wo Wagner als Dirigent angestellt wird, erfährt er 1839, daß sein Vertrag nicht verlängert wird. Er ist tief verschuldet. Seine Gläubiger erreichen, daß sein Paß eingezogen wird. Es gelingt ihm und Minna, zu fliehen. Im Laderaum eines Schiffes, dessen Kapitän sich bereit erklärt hat, sie ohne Papiere an Bord zu nehmen, verstecken sie sich, bis die Schiffskontrolle vorüber ist.

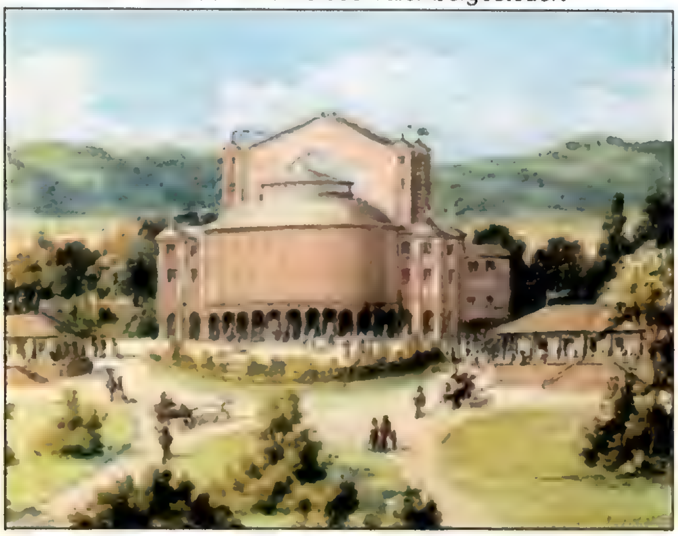
Bitte umblättern

Er war genial, beherrschte aber niemals ein Instrument

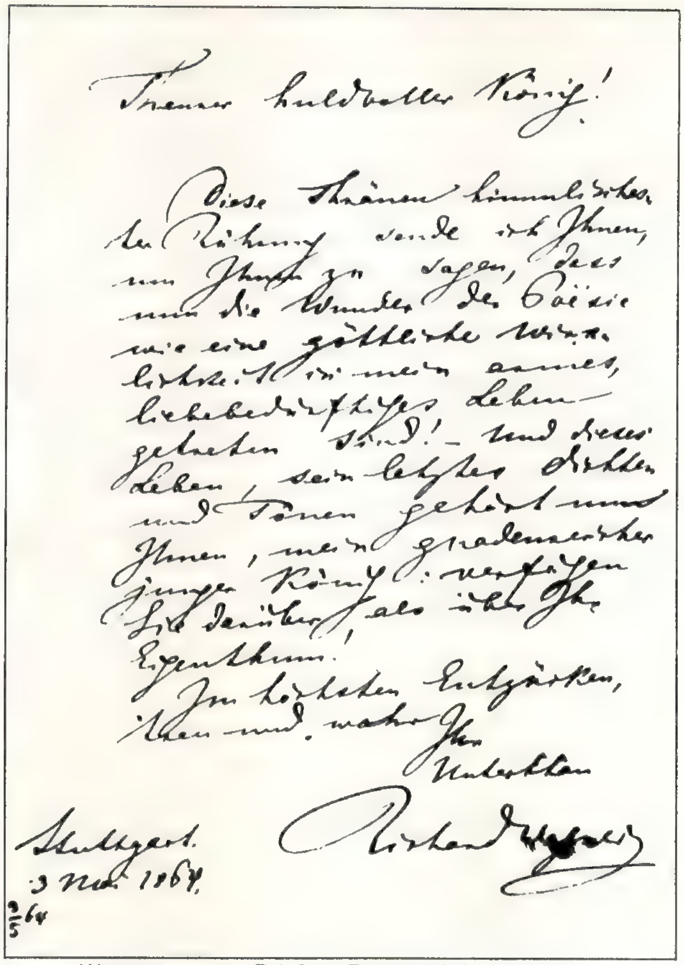
Cosimas Kinder. Isolde (l. hinten), Eve (l. vorn) und Siegfried stammen aus ihrer Verbindung mit Wagner, Daniela und Blandine (r. hinten) aus ihrer Ehe mit Hans von Bülow

„Wahnfried" nannte Richard Wagner seine im April 1874 fertiggestellte Villa am Bayreuther Hofgarten, weil hier sein „Wähnen Frieden fand", wie er sagte

Empfang in „Wahnfried", 1882. Wandschmuck: ein Bild König Ludwigs II. Der große Wagner-Mäzen hatte zum Bau der Villa 25 000 Taler beigesteuert



„Wallfahrtsstätte" der Wagnerianer: das Bayreuther Festspielhaus. Ein Bild aus der Zeit kurz nach seiner Erbauung in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts



Theurer huldvoller König!

Diese Thränen himmlischester Rührung sende ich Ihnen, um Ihnen zu sagen, dass nun die Wunder der Poësie wie eine göttliche Wirklichkeit in mein armes, liebebedürftiges Leben getreten sind! – Und dieses Leben, sein letztes Dichten und Tönen gehört nun Ihnen, mein gnadenreicher junger König: verfügen Sie darüber, als über Ihr Eigenthum!

Im höchsten Entzücken, treu und wahr Ihr Unterthan

Richard Wagner

Stuttgart.
3 Mai 1864.

Wagners erster Brief an Bayernkönig Ludwig II., der sein großzügigster Förderer wurde. Der Meister verstand sich darauf, gefühlvolle Briefe zu schreiben

Mit Freundin Cosima: Wagner in der Münchner Maximilianstraße nach einer Probe zu „Tristan und Isolde". Karikatur aus einer Münchner Zeitung von 1864

Der König, dem für Wagner nichts zu teuer war

Diese kolorierte Fotografie hat König Ludwig dem verehrten Meister als Andenken geschenkt

Fortsetzung von Seite 29

Wagners Flucht aus Riga ist die erste vor seinen Gläubigern – die letzte ist sie nicht. Zeitlebens befindet er sich in Geldschwierigkeiten, selbst noch, als Bayerns König Ludwig II. ihn mehr als großzügig finanziert. Erst ist es die Not, später sein aufwendiger Lebensstil, die seine ständige, bedrückende Geldklemme verursachen.

„Ich kann mich nicht auf Stroh betten und mich in Fusel erquicken. Ich muß irgendwie mich geschmeichelt fühlen, wenn meinem Geiste das blutig schwere Werk der Bildung einer unvorhandenen Welt gelingen soll", sagt Wagner. „Vor Allem muß ich aber auch Geld haben. Aber was helfen mir hunderte, wenn tausende nöthig sind."

Luxus ist ihm Lebensbedürfnis. Schon in Magdeburg hat der damals 21jährige gewaltige Schulden gemacht. Nicht nur, um sich feinste Garderobe leisten und als großer Gastgeber auftreten zu können, sondern auch, um auf eigene Rechnung ein Konzert zu veranstalten. Das Unternehmen endet mit einer Katastrophe. Vor den ihn bedrängenden Gläubigern rettet ihn nur Madame Gottschalk, eine „vertrauungsvolle Jüdin", wie er selbst schreibt. Was ihn nicht daran hindern wird, Judenhaß zu predigen.

Noch 1864 – zu dieser Zeit ist der 51jährige einer der berühmtesten Komponisten Europas und hat auf Konzertreisen bis nach Petersburg und Moskau Triumphe gefeiert – muß er aus Wien fliehen. Die Gläubiger, die in sein Haus vordringen, staunen. Über den Weinkeller mit Hunderten Flaschen bestem Champagner. Über die kostbaren Teppiche, die Wandbehänge aus Samt und Seide.

„Durch dieses exotische Interieur rauschte der Meister in Hosen aus Satin mit dazu passenden Pantoffeln und Jacken, fast alle mit Pelz gefüttert und verbrämt." Je nach Stimmung wählt er unter vierundzwanzig seidenen Schlafröcken in verschiedenen Farben.

Wenn's ums Geld geht, kennt Richard Wagner wenig Skrupel. Es gibt auch Fälle, in denen er die Rechte an seinen Werken gleich zweimal verkauft. Vom Verleger Friedrich Brockhaus bis zu Franz Liszt: Wer mit Wagner befreundet ist, muß damit rechnen, um Geld angegangen zu werden. Nur daß das Pumpgenie vom künstlerischen Genie so ungeheuer überstrahlt wird, hilft vermeiden, daß er für einen Schnorrer gehalten wird.

In Paris, wohin Wagner nach der Flucht aus Riga über London gelangt ist, verlebt er mit Minna Hungerjahre. Wegen Schuldenmacherei wird er inhaftiert. Möglicherweise hat er seinen „Rienzi" im Gefängnsis vollendet. Trotz aller Not aber gelingt ihm hier der erste große, geniale „Wurf" in seiner künstlerischen Entwicklung: Er komponiert die romantische Oper „Der Fliegende Holländer" nach einem Stoff, den er Heinrich Heine verdankt.

Giacomo Meyerbeer (als Jacob Meyer Beer in Berlin geboren, Jude auch er), der französische Opernkomponist, den zu jener Zeit ganz Europa feiert, schreibt für Wagner Empfehlungsbriefe nach Deutschland. Am Dresdner Hoftheater wird „Rienzi, der letzte der Tribunen" angenommen.

Am 20. Okober 1842 erlebt Richard Wagner, 29 Jahre alt, den ersten von vielen triumphalen künstlerischen Erfolgen seines Lebens. Die Begeisterung des Dresdner Publikums für „Rienzi" ist beispiellos. Abgesehen von einem alten Mann, der das Parkett vorzeitig verläßt, weil sein Sitzfleisch einer Aufführung von mehr als fünf Stunden nicht gewachsen ist. 1843 wird in der Dresdner Oper „Der Fliegende Holländer" uraufgeführt, zwei Jahre darauf der „Tannhäuser". Wagners weitere Werke – eine schillernde Kette grandioser Leistungen – werden an anderen Schauplätzen zum erstenmal in Szene gesetzt: „Lohengrin" 1850 in Weimar, „Tristan und Isolde" 1865 in München, wo 1868 auch „Die Meistersinger von Nürnberg" zum erstenmal über die Bühne gehen.

1876 erlebt das illustre Publikum der ersten Bayreuther Festspiele den 1874 vollendeten „Ring des Nibelungen", ein Bühnenfestspiel in drei Tagen und einem Vorabend: „Rheingold", „Die Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung". Das „vielleicht mächtigste Kunstgebilde der letzten Jahrtausende", so meint jedenfalls der Dramatiker Gerhart Hauptmann 1911.

Was macht die starke, vielbestaunte Wirkung seiner Werke aus? Da sind zunächst die dramatischen Stoffe, die Wagner zumeist alten Mythen und Legenden entnimmt, was dem romantisch veranlagten Publikum seiner Zeit – und nicht nur der seinen – entgegenkommt. Liebe und Haß, Leiden und Leidenschaft, Schuld und Sühne, Fluch, Verdammung und Erlösung: Schicksal!

Wagner versteht sich auf Effekte. Meisterlich handhabt er das Mittel, die Personen seiner Dramen mit Geheimnis und Rätsel zu umgeben. Freilich in einer mitunter schwülstigen Sprache, die ihm keinen Platz unter unseren Dichtern gesichert hätte. Aber hier zählt das Gesamtkunstwerk. Und Wagners Kunst, das ist seine suggestive, Empfindungen auslösende und bewirkende Musik, die den bereitwilligen Zuhörer überwallt, überflutet, vielleicht sogar überwältigt.

Dies also sind die großen und auch gefährlichen Fähigkeiten des Komponisten und Hofkapellmeisters, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Dresden zu den angesehensten Leuten zählt, was seiner auf bürgerlich-gesicherte Existenz bedachten Frau Minna verständlicherweise wohl tut. Aber diese Behaglichkeit währt nicht lange.

Wagner, fasziniert von den Ideen des russischen Revolutionärs und Anarchisten Michail Bakunin, der seit einiger Zeit in Dresden lebt, nimmt –

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 31

wie etliche andere bürgerlich-idealistische Künstler – an der Revolution von 1849 teil. Er wird nicht darin verwickelt, wie es später heißt – er macht aktiv mit.

Er fordert in Aufsätzen und Reden die Abschaffung des Aristokratismus und eine Republik. Und offenbart auch dabei, wie so oft in seinem Leben, einen tiefen Zwiespalt. Denn zugleich verlangt der Hofkapellmeister, „daß der König der erste und allerechteste Republikaner sein sollte". Während des Aufstands betätigt sich Wagner auf dem Turm der Kreuzkirche als Beobachtungsposten gegen die herbeigerufenen preußischen Truppen. Und an der Herstellung von Handgranaten ist der musikalische Revolutionär auch nicht ganz unbeteiligt.

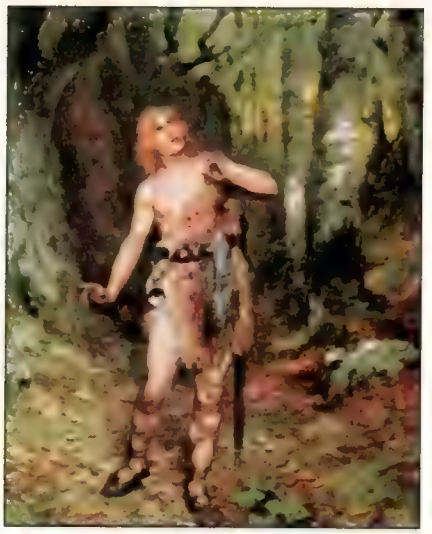
Der Aufstand bricht zusammen. Wagner flieht. Zum einzigen Male nicht vor Gläubigern. Wenn auch die Schulden, die er zurückläßt, das Zwölffache seines Jahresgehalts als Hofkapellmeister betragen, doch dieses ist geringer, als der Titel vermuten läßt. In Minna Wagner, der Ehefrau, bricht alle Hoffnung auf ein gesichertes Leben zusammen.

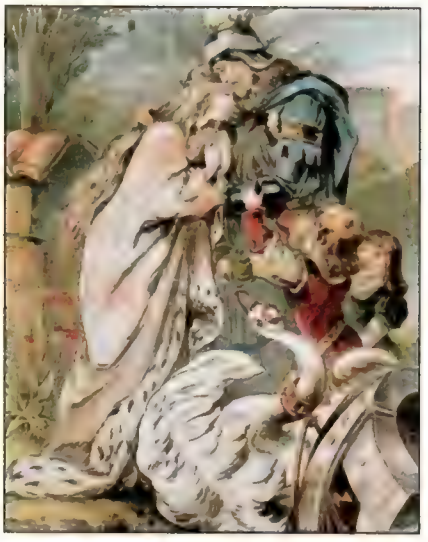
Franz Liszt in Weimar stattet den steckbrieflich gesuchten Flüchtling mit Geld aus und schleust ihn in die Schweiz. Erst 1860 erklärt sich Sachsens neuer König Johann damit einverstanden, daß Wagner deutschen Boden betritt – wenn er nur Sachsen meidet.

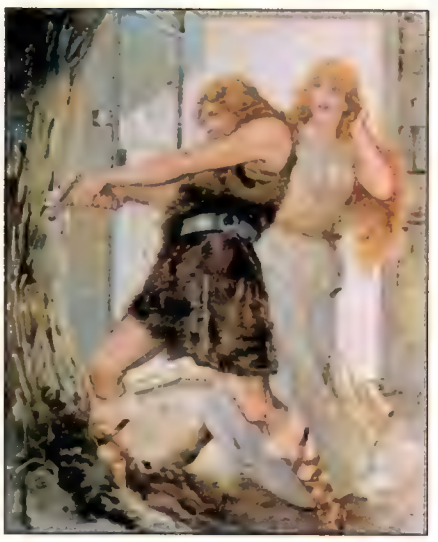
Die Behörden der demokratischen Schweiz verfahren großzügiger. In Zürich findet Wagner Asyl. Wie fortan überall, bildet der berühmte Komponist bald den Mittelpunkt eines Kreises von „Kulturträgern". Er lebt auf Kosten seiner Freunde.

1850 hält er sich vorübergehend in Frankreich auf. Hier sieht er Jessie Laussot wieder. Die schwärmerisch veranlagte Engländerin kennt er noch aus Dresden. Jetzt ist sie mit einem Weinhändler aus Bordeaux verheiratet. Die Affäre endet damit, daß Laussot droht, Wagner zu erschießen.

Zurück in Zürich, lernt er 1852 die schöngeistig veranlagte, 23jährige Mathilde Wesendonk kennen, Gattin eines wohlhabenden Seidenkaufmanns aus dem Rheinland. Ein seltsames Dreiecksverhältnis spinnt sich an. Mathilde verliebt sich in Richard – Otto Wesendonk zahlt die Rechnungen für den Dauergast, der im Gartenhaus der Wesendonk-Villa logiert und dort am „Rheingold" und an der „Walküre" arbeitet.







Wagner in Tribschen, Schweiz, wo er nach seiner „Verbannung" aus München 1866 bis 1872 wohnte

18. Februar 1883: Vor dem Bayreuther Bahnhof formiert sich der Trauerkondukt, um den in Venedig Verstorbenen zum Grab im Park von „Wahnfried" zu geleiten

In Paris lassen 1861 die Mitglieder des Jockey-Clubs, der Hauptstadt-Schickeria, Trillerpfeifen gegen „Tannhäuser" erschrillen, auf den Wagner, nach 164 Proben, große Hoffnungen gesetzt hat. Der Franzosenhasser von Jugend auf sieht sich bestätigt. Im selben Jahr trennt sich Minna endgültig von ihrem Ehemann, dennoch erwirkt sie beim sächsischen König für ihn vollständige Amnestie – wohl ein letzter Liebesbeweis der enttäuschten Frau.

Wagner indes, fast fünfzig mittlerweile, erfreut sich in Biebrich am Rhein, wo er seinem Verleger Schott nahe sein will und an den „Meistersingern" komponiert, der Gesellschaft der schönen Notarstochter Mathilde Maier. Auch die Schauspielerin Friederike Meyer aus Frankfurt besucht ihn des öfteren.

Als Wagner 1864 nach vielen Reisen und seiner Flucht aus Wien in Stuttgart beim Hofkapellmeister Karl Eckert logiert, fühlt er sich am Ende aller Hoffnungen. „Ein Wunder muß mir jetzt begegnen, sonst ist's aus." Das Wunder geschieht. Es meldet sich Herr von Pfistermeister, der „Secretär des Königs von Bayern". Er will Wagner nach München holen.

Der 19jährige Ludwig II., erst wenige Monate zuvor auf Bayerns Thron gelangt, ist hingerissen vom „Lohengrin". Wagner soll ihm helfen, seine künstlerischen Idealvorstellungen zu verwirklichen. Von der äußeren Erscheinung seines Lieblingskomponisten ist der königliche Jüngling ein wenig enttäuscht: Wagner mißt nur 166,5 Zentimeter und sächselt.

Der einstige Revolutionär, der mit dem König große Pläne schmiedet und von ihm verwöhnt wird, findet nun neue Töne: „Teurer huldvoller König! Diese Tränen himmlischster Rührung sende ich Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß nun die Wunder der Poesie wie eine göttliche Wirklichkeit in mein armes, liebesbedürftiges Leben getreten sind . . . "

Und dann tritt in München endgültig eine Frau an seine Seite, mit der er schon längst Liebesschwüre gewechselt hat: Cosima, die Tochter Franz Liszts aus seiner Verbindung mit der Gräfin d'Agoult. (Auch Liszts älteste Tochter Blanche hat Wagner vor Jahren sehr nahe gestanden.) Cosima, Frau des Dirigenten Hans von Bülow, zieht in Wagners Haus. Bülow bereitet die Uraufführung von „Tristan und Isolde" vor. Sie endet mit einem nie erlebten Beifallssturm.

Aber schon längst ist die Atmosphäre um ihn wieder gespannt. Seine Verschwendung – in einem Jahr hat er aus der königlichen Kasse insgesamt 190 000 Gulden lockergemacht –, seine Versuche, immer mehr Einfluß auf den jungen König zu gewinnen, und vor allem das Verhältnis mit Cosima schaden ihm – und seinem königlichen Freund. Ludwig sieht sich im Dezember 1865 gezwungen, Wagner die Abreise nahezulegen.

Wieder bietet die Schweiz Asyl. Bis 1872 lebt Wagner in Tribschen bei Luzern. 1870, vier Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau Minna, werden er und die inzwischen geschiedene Cosima getraut. Sein Wohnsitz wird wie immer zum Treffpunkt bedeutender Menschen.

Aber es ist nicht leicht, mit ihm befreundet zu bleiben. Besonders schmerzlich erfährt dies der Philosoph Friedrich Nietzsche. Er wandelt sich vom glühenden Wagner-Verehrer zum Wagner-Gegner. Vieles an den Weltanschauungen, die der auch als schriftstellernder Theoretiker ungeheuer fruchtbare Wagner als alleinseligmachende Wahrheiten verkündet, stößt ihn ab; darunter der krankhafte Antisemitismus, in den sich Wagner immer mehr hineinsteigert. Wenn man Wagners Opern genießen wolle, müsse man den Menschen Wagner vergessen, sagte Nietzsche später.

Von Tribschen aus betreibt Wagner das größte Projekt seines Lebens: die Bayreuther Festspiele. Ein Theater, in dem er seine Vorstellungen von einem Gesamtkunstwerk verwirklichen kann und das nur der Aufführung seines Werks gewidmet ist – das ist sein größter Traum.

Ihn zu verwirklichen, kostet riesige Summen. Wagner versucht das Projekt auf eine breite finanzielle Grundlage zu stellen; „Patronatsscheine" für Bayreuth werden ausgegeben. Doch der Absatz bleibt weit hinter den Erwartungen zurück.

Es hilft auch nicht viel, daß er dem 1871 in Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufenen Preußenkönig Wilhelm I. mit einem „Kaisermarsch" huldigt und Bismarck Gedichte schickt. In Preußen bleibt man bei aller Wagnerbegeisterung recht zugeknöpft. So kann der Bayreuth-Plan nur dank Ludwig II. verwirklicht werden, aus Ludwigs Schatulle stammt auch das Geld für die Wagner-Villa „Wahnfried".

Die ersten Bayreuther Festspiele, 1876, mit der ersten Aufführung des „Ring" enden trotz des illustren Publikums, darunter der alte Kaiser und König Ludwig, mit einem erheblichen Defizit. Aber Wagner gibt nicht auf. Die zweiten Festspiele, 1882, werden mit der Uraufführung seines letzten Werkes, „Parsifal", eröffnet.

Wenige Wochen später reist Wagner nach Venedig, wo er im Palazzo Vendramin 18 Zimmer mietet. Hier stirbt er, 60 Jahre alt, am 13. Februar um drei Uhr nachmittags nach einem Herzanfall.

Der Sarkophag mit dem einbalsamierten Leichnam wird nach Bayreuth übergeführt. Im Park der Villa Wahnfried findet der lebenslang Umhergetriebene seine letzte Ruhestätte.

Der Wagner-Kult beginnt. Und das „Nachleben" Wagners ist nicht weniger bewegt als sein eigentliches Leben. Aber das ist ein anderes Thema.

Heinrich Bruckner

Das Ende seines Lebens war so pompös wie seine Musik

Postkarten und Bilder mit Motiven aus Wagner-Opern „gingen" vor allem in der Zeit des Kaiserreichs besonders gut. Links oben: „Siegfried" (1910), daneben: „Parsifal" (1890). Darunter: „Lohengrin" (um 1890) und „Walküre"

Fotos: Archiv für Kunst und Geschichte, Nationalarchiv der Richard-Wagner-Stiftung

Diesen Helm trug der Überlieferung nach Alexander Newskij, als er 1240 die Schweden besiegte. Zar Michail, der erste Romanow, ließ das Prunkstück – Gold auf Stahl, mit 150 Perlen und 152 Edelsteinen besetzt – 1621 restaurieren. Nach der biblischen Stadt Jericho wird der Kopfschutz „Hut von Jericho" genannt

Der Kreml: Schatzkammer Rußlands

Mitten in der Acht-Millionen-Stadt Moskau liegt der mauerumgebene Kreml, die einstige Festung der russischen Metropole. Seit den Zeiten der Zaren befindet sich hier das Zentrum der Macht des größten Landes der Erde. Das friedliche Bild über der Moskwa – links der 81 Meter hohe Glockenturm „Iwan der Große", rechts die Basilius-Kathedrale aus dem 16. Jahrhundert – täuscht: Die Geschichte des Kreml wurde oft mit Blut geschrieben. Ausgerechnet Iwan der Schreckliche stiftete 1571 der Verkündigungs-Kathedrale das juwelengeschmückte Evangelienbuch

Im Jahr 1568 schenkte Zar Iwan der Schreckliche der Verkündigungs-Kathedrale dieses Tisch-Evangelium, dessen figurengeschmückter Einband aus vergoldetem Silber besteht. Den in der Mitte thronenden Christus umgeben Heilige, in den vier Eckbögen sieht man die Evangelisten

Mit kostbaren Gaben an die Kirche wollte Iwan der Schreckliche seine Greueltaten sühnen

In einer Moskauer Werkstatt entstand 1774 dieser prachtvolle Abendmahlskelch. Er wurde aus vergoldetem Silber gefertigt und zeigt auf seinem Fuß und an der Wandung insgesamt acht Glanzlack-Medaillons auf Kupferuntergrund

Verziert mit drei Relief-Kompositionen – Jäger mit Hund, Kain und Abels Opfer und König Salomons Urteil – ist dieser Krug aus vergoldetem Silber

Einst gehörte dieser vergoldete Silberteller dem General M. I. Platow. Das Kosakendorf Michailow hat dem Helden des Krieges von 1812 den Teller geschenkt, wie die Inschrift am Rand besagt

Eine goldene Haube war der Schatz aller Schätze der russischen Zaren

Aus purem Gold und reich mit Edelsteinen besetzt ist der Weihrauchkessel (l.), der die Form eines kleinen Tempels hat. Aus einer Inschrift geht hervor, daß Zar Michael im Jahr 1616 dieses Kunstwerk dem Dreifaltigkeitskloster geschenkt hat. Nicht minder wertvoll ist die Ikonen-Aureole (o.) aus vergoldetem Silber, die im 17. Jahrhundert entstand. Vögel und Blumen schmücken die Schatulle (u.), die ein Meister Ende desselben Jahrhunderts aus vergoldetem Silber angefertigt hat

Der Legende nach stammt die „Große Monomachkappe" vom byzantinischen Kaiser Konstantin IX. Monomachos. Er soll sie dem Kiewer Großfürsten Wladimir geschenkt haben. Von Iwan dem Schrecklichen bis zu Peter dem Großen wurden mit dieser ältesten Krone alle Zaren gekrönt. Die mit Edelsteinen und Perlen verzierte „Kappe" mit Zobelbesatz galt allen Herrschern als Symbol ihrer Macht

Die Bildnisse der heiligen Irene, von Maria und Barbara zieren die prächtige Medaillonkette, die im 12. Jahrhundert entstanden ist. Der Halsschmuck besteht aus Gold, die Bilder sind Emailarbeiten

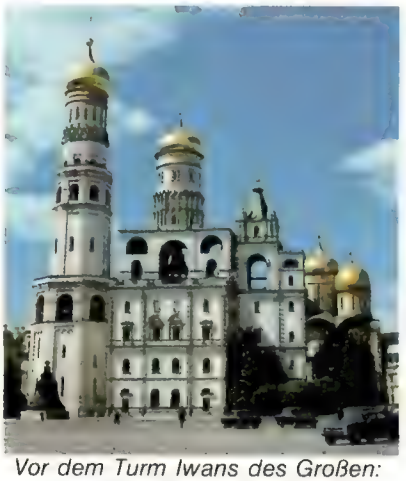
Auf leuchtende Goldkreuze gestickt, schildern die Bilder dieses prunkvollen Obergewands (Sakkos) des Metropoliten Photios das Leben und Leiden Christi. Bei hohen kirchlichen Festen trug der orthodoxe Würdentrager (1408–1431), der sich „Auserwählter Gottes" nannte, dieses außergewöhnlich schone Meßgewand

Die Metropoliten brachten das Kreuz an den Hof und in die Kremlkirchen

Ende des 14. oder 15. Jahrhunderts wurde die Figur Johannes' des Täufers in Elfenbein geschnitzt. Ein Silberrand faßt das kleine Kunstwerk ein. Achate, Edelsteine und Perlen säumen die Kamee (r.), die den heiligen Nikolaus zeigt; die Arbeit eines byzantinischen Künstlers entstand im 11./12. Jahrhundert. Ebenfalls in einer byzantinischen Werkstatt wurde die Plakette (g. r.) angefertigt; sie stellt die Kreuzigungsszene dar (11. Jahrhundert). Später fügte ein russischer Meister die goldene Einfassung hinzu

Das mit Heiligen und frommen Szenen verzierte Altarkreuz ist aus vergoldetem Silber. Es wurde 1759 in Petersburg hergestellt

Eine Glocke, die nie geläutet hat, eine Kanone, die nie abgefeuert wurde



Vor dem Turm Iwans des Großen: die Königin der Glocken

Beim Kremlbrand 1737 geborsten: das 200 Tonnen-Ungetüm

Fast sechs Meter lang ist die 1586 gefertigte Zaren-Kanone. Aus Furcht, sie könne zerreißen, hat man nie aus ihr einen scharfen Schuß abgegeben

Über Moskau geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel", so lautet ein russisches Sprichwort. Unter Historikern gilt die 1147 erstmals erwähnte Metropole an der Moskwa als alte Stadt. Vor allem ihr Kreml, die mauerumgebene Festungsanlage, hat eine recht lange und bewegte Geschichte hinter sich. Eine Geschichte, die zeitweilig mit Blut geschrieben worden ist.

Moskau war noch ein kleines Dorf, da ließ dessen Besitzer, der Landedelmann Kutschko, auf einer Anhöhe über dem Fluß einen hölzernen Wehrtum errichten, von dem aus er die Handelsstraße Rostow/Susdal beherrschen konnte.

Diese strategisch günstige Lage erkannte bald auch Fürst Jurij Dolgorukij von Susdal. Der Fürst ließ eine Bärenjagd ausrichten, an der auch Kutschko teilnahm. Das Schicksal, dem Dolgorukij wohl etwas nachgeholfen hatte, wollte es, daß Kutschko dabei Opfer eines Bären wurde . . .

Danach befahl der Fürst, den Turm zu einer kleinen Burg auszubauen. Dolgorukijs Sohn Andrej, den sein listiger Vater mit des toten Kutschkos Tochter Ulita verheiratet hatte, und auch dessen Sohn Jurij II. erweiterten diesen ersten Kreml.

Da fielen 1238 die Tataren aus Asien ins Land. In blutigen Kämpfen unterwarfen sie die russischen Fürsten und eroberten schließlich auch den Kreml. Zweieinhalb Jahrhunderte herrschte nun die „Goldene Horde", und der russische Adel mußte ihren Führern Tribut zollen.

Mit Geschenken erwarb sich Danillij, Sohn des legendären Freiheitskämpfers Alexander Newskij, die Gunst der Khans. Sie gestatteten ihm dafür im Jahr 1263, sich „Fürst von Moskau" zu nennen. Auf der Anhöhe über der Moskwa bauten er und seine Söhne Jurij und Iwan einen prächtigen Palast.

Zu dieser Zeit wurden im Kreml die ersten Kirchen gebaut. Doch im Volk gärte es. Man wollte die verhaßten Tataren wieder loswerden. Der schlaue Iwan schlug sich auf die Seite von Khan Uzbek und bekämpfte seine eigenen Landsleute. Zum Dank dafür wurde ihm vom Khan der Titel „Großfürst von Moskau" verliehen. Außerdem bekam er reichen Anteil an der Kriegsbeute. Wegen seines „einnehmenden Wesens" nannte das Volk Iwan Kalita – „Geldsack".

Moskau wurde Kalitas Residenz. Er ließ die „Erlöser-Kirche" und die „Erzengel-Michael-Kathedrale" errichten. Außerdem verstärkte er die hölzerne Kremlumfassung durch neue Türme. Dieser Großfürst war es auch, der Moskau zum Sitz des orthodoxen Metropoliten machte – und damit das Kreuz in den Kreml holte.

Aber erst Iwans Enkelsohn Dimitrij gelang es, sich und sein Volk von den Unterdrückern zu befreien. 1380 erhob er sich gegen die Tataren und besiegte sie mit einem riesigen Heer in der Schlacht bei Kulikowo.

Nur zwei Jahre später rückten neue Reiterscharen aus dem Osten gegen Moskau vor, eroberten Stadt und Kreml, brandschatzten Kirchen und Paläste und töteten in einem wahren Blutrausch rund 24 000 Menschen. Hundert weitere Jahre blieben die Tataren noch im Land.

Aber dann zerstritten sich die großen Khans aus Sarai, aus Kasan und von der Krim. Das schwächte ihre Macht gegenüber den unterdrückten Russen. Iwan III., der später den Beinamen „der Große" erhielt, nutzte die Gunst der Stunde und stellte kurzerhand seine lästigen Tributzahlungen ein. Dann unterwarf er der Reihe nach die übrigen russischen Fürsten und stellte sich an die Spitze eines Staates, den er von adligen Beamten verwalten ließ.

Schließlich heiratete Iwan die

schwergewichtige Nichte des letzten byzantinischen Kaisers. Will man der Schätzung ihrer Sänftenträger glauben, so muß Sophia – so hieß die stattliche Braut – etwa 320 Pfund gewogen haben.
Iwan heiratete also die füllige Dame und veranstaltete ihr zu Ehren ein prächtiges Fest. Es wird zwar berichtet, daß in der Hochzeitsnacht das großfürstliche Ehebett krachend zusammengebrochen sei; desungeachtet kamen im Lauf der Zeit neun Kinder des Paares zur Welt.
Aber Sophia war nicht nur eine fruchtbare, sie war auch eine äußerst kunstsinnige Frau. Aus dem Ausland holte sie Maler, Bildhauer und Baumeister an ihren Hof. Und auch der Kreml wurde ausgebaut.
Die fast ein Dreieck bildende 2235 Meter lange Steinmauer, die die Festung nun umgab, erhielt eine Dicke von vier bis fünf Metern und eine Höhe von bis zu neunzehn Metern. Außerdem war sie mit neunzehn Türmen bewehrt.
In den Jahren 1475–1479 baute der italienische Architekt Aristotele Fioravanti die größte der Kreml-Kirchen – die nach dem Vorbild des Doms von Wladimir gestaltete Mariä-Himmelfahrt-Kathedrale mit ihren fünf mächtigen Kuppeltürmen. Fortan diente sie als Krönungskirche für alle Zaren und als Begräbnisstätte der Metropoliten.
1505, im Todesjahr von Iwan dem Großen, wurde von dem Italiener Alevisio Novi mit dem Neubau der Erzengel-Kathedrale begonnen. Fürsten, Prinzen und Zaren – insgesamt 54 – fanden im Lauf der Jahrhunderte in ihren Gewölben die letzte Ruhe. Auch Iwan IV., genannt „der Schreckliche", liegt hier.
Iwan, der 1547 den Thron bestiegen hatte und sich seitdem „Zar von ganz Rußland" (Zar = Caesar) titulieren ließ, verdiente seinen Beinamen mit vollem Recht: Nach außen fromm, herrschte er mit Hilfe seiner gefürchteten „schwarzen Reiter", den Opritschniki, grausam und brutal.
So wird berichtet, daß er 1571 von seinen Getreuen unter Gegnern in Nowgorod ein Gemetzel anrichten ließ, während er selbst in der Verkündigungs-Kathedrale betete: „Erbarme Dich, o Herr, der Seelen Deiner Diener aus Nowgorod . . ."
Mit Boris Godunow – Mussorgskij hat ihm mit seiner Oper nach Puschkins Drama ein musikalisches Denkmal gesetzt – kam 1598 erstmals ein gewählter Zar an die Macht.
Die englische Königin Elizabeth machte ihm eine über und über mit holzgeschnitzten Heldenreliefs verzierte Prunkkarosse zum Geschenk. Doch bis das kostbare Gefährt in den Kreml gelangte, war Godunow längst gestorben (1605).
„Falsche Zaren" kamen auf den Thron, polnische Truppen verwüsteten Moskau und den Kreml. Peter der Große holte – ebenso wie die deutschstämmige Katharina die Große, eine kunstsinnige Frau und Freundin Voltaires – ausländische Literaten, Maler und Bildhauer an den Hof. Die Reichtümer in den Schatzkammern häuften sich, blieben selbst vor Napoleons Truppen bewahrt. Und auch nach dem Sturz des letzten Zaren, Nikolaus II., nach Revolution (1917) und Bürgerkrieg blieben die Schätze, die russische Herrscher durch die Jahrhunderte zusammengerafft hatten, erhalten.
„Wir haben die Kaufleute Stephan Twerdikow und Pogorelow nach Deinen Landen entsandt, daß sie dort Saphire und Rubine für unseren Schatz erwerben", schrieb Iwan der Schreckliche im Jahr 1562 an die englische Königin Elizabeth. Silber, Gold und Juwelen von riesigem Wert füllten die Tresore dieses grausamen und wahnsinnigen Zaren.
Der Gesandte Maximilians II., Kaisers des Heiligen Römischen Reiches, schrieb nach einer Audienz bei Iwan im Jahr 1576 an seinen Herrn: „Nie im Leben habe ich kostbarere

Des Kaisers Gesandter war vom Schatz begeistert

oder schönere Dinge gesehen. Letztes Jahr sah ich die Kronen und Mitren unseres Heiligsten Vaters im Castel Sant Angelo. Ich sah den Schmuck der französischen Könige und Seiner Majestät des Königs von Ungarn. Ich war in Böhmen und in vielen anderen Ländern. Glauben Sie mir, alle diese Dinge lassen sich überhaupt nicht mit dem vergleichen, was ich hier sah!"
Im 14. Jahrhundert als Kuriositätenkabinett entstanden, entwickelte sich die Schatzkammer des Kreml bis 1557 zum Hort der Staatspretiosen. Heute ist der Zarenschatz in der Rüstkammer – sie wurde 1851 errichtet – untergebracht.
Sie leitet ihren Namen aus der Zeit ab, als am Hof noch Waffen und Rüstungen hergestellt wurden. Da gibt es zum Beispiel den Ringpanzer des Boris Godunow aus dem 16. Jahrhundert, eine von Kunz Lochner (1510–1557) angefertigte Rüstung für Roß und Reiter und die byzantinische Bogenausrüstung des Zaren Alexej (1656). In der Rüstkammer wurden außerdem die wertvollen Geschenke fremder Monarchen an die Zaren sowie die Reichsinsignien aufbewahrt.
Die „Große Monomachkappe" ist die älteste Krone, die heute hier gezeigt wird. Der Legende nach habe Großfürst Wladimir II. (1113–1125) sie von Kaiser Konstantin IX. Monomachos (1042–1055), Herrscher von Byzanz, erhalten. Was jedoch – betrachtet man die unterschiedlichen Lebensdaten beider Fürsten – nicht gut möglich sein kann. Jedenfalls wurden seit Iwan dem Schrecklichen alle Zaren unter dieser „Kappe" gekrönt. Bis zu Peter dem Großen, der 1724 den Titel „Kaiser" annahm und sich eine Krone nach westlichem Vorbild anfertigen ließ. Im Auftrag Katharinas der Großen wurde im Jahr 1762 eine prächtige Krone geschaffen, die jetzt ebenfalls in der Rüstkammer aufbewahrt wird. Das kunstvolle Meisterwerk ist mit 4936 Brillanten und 75 erlesensten Perlen besetzt und wird von einem 400karätigen Rubin gekrönt.
In der Sammlung von kostbaren Gewändern zählt der aus byzantinischem Stoff gefertigte Sakkos (Obergewand) des Metropoliten Pjotr (1322) zu den schönsten Stücken. Das goldbestickte Obergewand des Metropoliten Alexis zeugt vom Reichtum der orthodoxen Kirche zur Zeit der Zaren.
Aber es gibt natürlich auch eine Menge anderer kostbarer Exponate in der Rüstkammer. Neben Gold- und Silberkunstwerken russischer Meister des 12. und 17. Jahrhunderts enthält die Sammlung auch Arbeiten westeuropäischer Silberschmiede, unter anderem 250 erlesene Stücke der Nürnberger Schule. Englisches Tafelsilber des 16. und 17. Jahrhunderts ist hier ebenso angehäuft wie die Hälfte des 3000teiligen französischen Silberservices, das Katharina die Große für ihren Freund Orlow in Paris bestellte. Der Rest ist in der Leningrader Eremitage.
Kostbare Ikonen und wertvolle Altarutensilien aus dem Besitz von Patriarchen und Zaren sind weitere Prunkstücke des Schatzes, der von der Welt größter Sammlung von Staatskarossen abgerundet wird.
Wie riesig einst der Reichtum der Zaren war, geht aus der folgenden kleinen Geschichte hervor: Im Jahr 1572 mußte Iwan der Schreckliche seine angehäuften Pretiosen vor dem gierigen Zugriff des Khan der Krim nach Nowgorod auslagern. Um die Schätze abtransportieren zu können, waren 450 Schlitten nötig . . .

Karl-Ernst Kelter

Fotos: Huber (1), Lenz (10), Roma's Press (8), Archiv (1)

Rajputana heißt es in der Sprache der Einheimischen, das „Land der Königssöhne". Ein Land mit Palästen wie aus 1001 Nacht, mit Heiligtümern wie dem Tschaumukh-Tempel, erbaut 1439 aus weißem Marmor, dem Symbol der Reinheit. Das Archäologen-Ehepaar Dr. Sigrid und Piotr Scholz berichtet

RAJASTHAN

Die Perle Indiens

Der Tempel von Ranakpur mit seinen achtzig Kuppeln und 400 Säulen ist ein einzigartiges Denkmal jainistischer Kunst und Kultur. Ein Heiligtum, in dem keine Blutopfer dargebracht werden, in dem man nur Blumen vor den Statuen göttlicher Gestalten niederlegt ①.
„Schutz des Lebens aller Wesen" ist das höchste Gebot der Jainas; schon das ungewollte Zertreten einer Ameise gilt ihnen als Sünde, von der die Seele befreit werden muß. Von weither kommen die Gläubigen, um in dem prächtigen Tempel mit den großartigen Säulen ② Ruhe und Besinnung zu finden, jene Ausgeglichenheit zu erlangen, die Voraussetzung ist für die Reinigung der Seele und deren Eingang in die zeitlose Seligkeit.

①

②

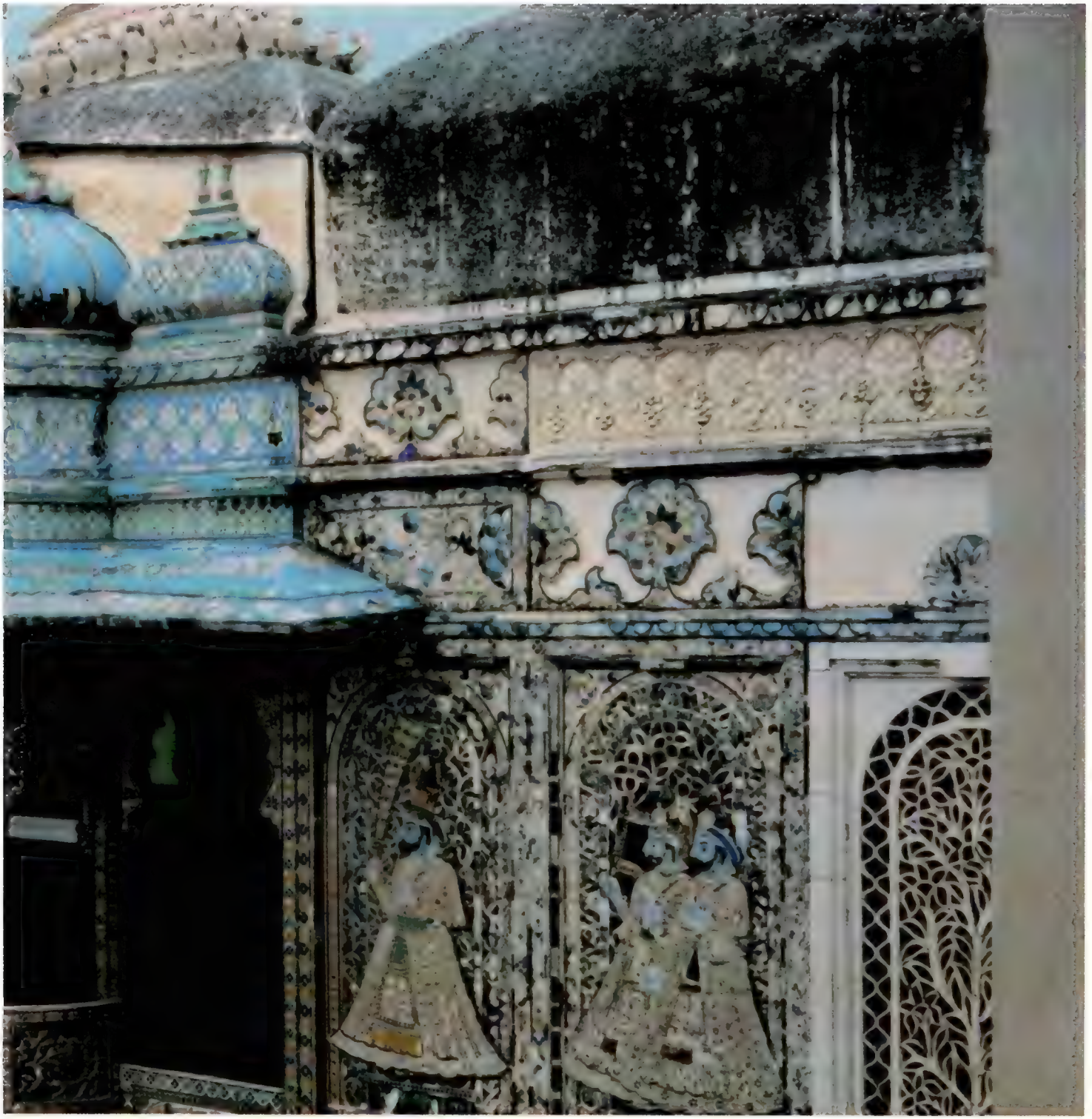
Oase der Besinnung auf ewige Werte: Der Tempel von Ranakpur

Die Pilger wenden sich an die vierundzwanzig „Tirthankara", die „Seelenführer", die „Furtbereiter" ④, deren Marmorfiguren in Nischen stehen und sitzen. Die Tirthankara sind umgeben von Yakshinis, einem weiblichen Gefolge göttlicher Natur ③; eine Darstellung an der Basis einer Säule. Der Heidelberger Indologe Prof. Zimmer († 1943) schrieb:

„Die Tirthankaras, die das eigentliche Ziel aller Menschen, ja das Ziel aller Lebewesen in diesem belebten Universum darstellen, sind abgetrennt vom Bereich des Schaffens, Erhaltens und Zerstörens, der Aktions- und Interessensphäre der Götter . . . sie sind aller Zeitlichkeit enthoben, allwissend, tatenlos und in ungestörtem Frieden."
Ein Bild der Ewigkeit

In Europa kopiert, doch nicht erreicht: Udajpur-Architektur

Neben zahlreichen Tempeln zeugen auch Paläste von der Glanzzeit Rajasthans. In Udajpur errichteten Maharajas nach der Zerstörung von Chitor (1567) durch den islamischen Herrscher Akbar der Große die „Stadt der aufgehenden Sonne" als vierte Hauptstadt von Mewar. Der im 16. Jahrhundert begonnene Bau des Stadtpalastes (oben) liegt auf einem Hügel und ist der größte in Rajasthan. Seine Gestaltung wurde stark von der Mogulnarchitektur beeinflußt, die zwischen Persien und Indien weitverbreitet war. Dennoch gibt es auch einige hinduistische Elemente. So blickt der elefantenköpfige Gott des Glücks, Ganesha ①, über den Hof des Palastes. Von dessen Balkonen ② bietet sich



ein herrlicher Blick auf die reiche Stadt der Kaufleute und Handwerker. Sie schmückten die Fassaden des Schlosses mit schönen Fliesen und Bildern von Haremsdamen, die mit ihren Lieblingspapageien spielen ③. Die Bilder erinnern an die Kunst der Miniaturenmalerei, die in Rajasthan am höchsten entwickelt war. Die Palastarchitektur ④ mit Türmchen und Balkonen machte später auch in Europa Schule und wurde besonders im Viktorianischen England, zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, sehr bekannt und beliebt. Allerdings erreichten die Bauten nicht ihre Vorbilder aus dem Reich der Herrscher von Mewar. Die „Maharani" gelten als vornehmster Adel Indiens als Nachfahren der Sonnendynastie

Besonders majestätisch zeigt sich Rajasthan mit seinen Burgen und Palästen in Jodhpur ①, der Hauptstadt des Rajputenfürsten Rathor. Innerhalb von zehn Jahren, 1459 bis 1469, wurde gemäß dem Befehl des Königs Jodhas auf dem Berg über der Stadt eine unbezwingbare Festung errichtet (oben). Mehr als hunderttausend Arbeiter und fünfhundert Elefanten sollen den gewaltigen Bau bewerkstelligt haben. Im Laufe der Jahrhunderte wurde das Kastell um etliche Paläste und Anbauten (Bilder ② u. ③) erweitert. Die schattigen Höfe und Räume bieten bei dem heißen Wind aus der 260 000 Quadratkilometer großen Wüste Thar einen angenehmen Aufenthalt. Wie kaum eine andere Burg

100000 Arbeiter bauten zehn Jahre: die Festung von Jodhpur

in Rajasthan versinnbildlicht diese Festung die Unabhängigkeit der Rajputen. Tatsächlich ist es den islamischen Eroberern niemals gelungen, ganz Indien, geschweige denn Rajasthan in Besitz zu nehmen. Die „Söhne eines Königs", so die Bedeutung von Rajputen, waren ein Schwertadel, der sich nicht ergab. Als Akbar der Große 1567 die Stadt Chitor, heute Chittorgarh, belagerte und sie zu erobern drohte, suchten die Männer den Tod in der Schlacht, und Hunderte von Rajputen-Frauen stürzten sich in die Flammen. Dies soll Ursprung der Witwenverbrennung sein, „sati" genannt. Der Brauch, von den englischen Kolonialherren verboten, ist bis heute nicht gänzlich erloschen

Die Vielfalt der Tradition spiegelt sich sogar im Alltag der Rajputen wider. Wie seit Jahrhunderten waschen Frauen am Ufer des Pichola-Sees ①, tauschen Neuigkeiten aus und plaudern über Ereignisse wie eine Hochzeit (o.), deren Zug sich ebenfalls traditionsgemäß zum Seeufer bewegt. Die Frauen tragen noch die althergebrachte, farbenprächtige Kleidung, und sie legen nach alter Sitte zu solchen Gelegenheiten auch all ihren Schmuck an. Die Bauarbeiter (② bei einer Pause) errichten nicht mehr so große Paläste wie einst ihre Vorfahren; doch prunkvoll sind viele Neubauten auch jetzt noch. Schon hält zwar die Zivilisation Einzug in das Land, aber auf den modernen Straßen, die inzwischen

Die Bilder aus alten Tagen trügen – die Zukunft hat schon begonnen

Dort, wo sich im Nordwesten Indiens die gelben Flächen der Thar-Wüste ausbreiten, erstreckt sich ein Land, das die Moslems Rajasthan und die einheimischen Rajputana nennen. Es ist fast ein Drittel größer als die Bundesrepublik Deutschland. Heute liegt es am Rande des Geschehens. Die Straßen, die über das jetzige Pakistan nach Persien, Afghanistan und Zentralasien führten, werden nicht mehr begangen. Die verzauberte Welt des hinduistischen Mittelalters umfängt uns. Es ist, als ob Strophen der ritterlichen Epen Indiens Rāmāyana und Mahābhārata, untermalt mit Schlachtgeräuschen, erklingen:

„Im regelrechten Kampf, der jetzt entbrannt ist, laß uns kämpfen auch, allein auf ritterliche Art, wie es von alters her Gebrauch.
Wer nur mit Worten kämpft, der soll bekämpft nur werden mit dem Wort, Und niemals darf man töten den, der aus dem Kampf gegangen fort.
Ein Reiter kämpft mit Reitern nur, Fußvolk mit Fußvolk, Elephant mit Elephant, im Wagenkampf hält Wagen gegen Wagen stand.
Es kämpft mit Kraft, wie er's vermag und angestrengt ein rechter Mann.
Nie greift er den erschöpften Feind, nie greift er ohne Anruf an."

Ihren Mut und ihre Ritterlichkeit bestätigen nicht nur die ständigen Auseinandersetzungen mit den islamischen Eindringlingen, sondern vor allem ihr Ehrenkodex. Wenn man den Barden Glauben schenkt, haben sich die Rajputenführer mehr mit dem Stil der Schlacht und der Einhaltung ihres Ehrenkodex befaßt als mit dem Erfolg.

Dunkel ist die Herkunft des Volkes. Legenden erzählen, die Rajputen seien in Urzeiten einer Gestalt entsprossen, die sich aus einer Opfergrube am Fuße des heiligen Berges Abu erhoben hatte. Weniger geheimnisvoll sind die Mitteilungen des engli-

Bitte umblättern

angelegt worden sind, ziehen nach wie vor Eselherden ③ durch Rajputana. Die Bauern können sie vorerst nicht entbehren, und so sind die Grautiere an zahlreichen Marktplätzen zu haben. Freilich, die Zukunft gehört den Errungenschaften der Technik; zumal das Land, neben dem feindlichen Pakistan gelegen, dem indischen Militär als Basis dient

Fortsetzung von Seite 53

schen Historikers Oberst James Tod, der im vorigen Jahrhundert eine umfassende Chronik der Rajputen zusammenstellte.

Er nimmt an, daß die Rajputen sich bei der Invasion der Hunnen (um 500 n. Chr.), die auch als das Reitervolk der Skythen zwischen Chinesischer Mauer und Schwarzem Meer bekannt und gefürchtet waren, in den Bergen von Aravallis niederließen. In Laufe der Zeit vermischten sie sich mit der einheimischen Bevölkerung. Der Münchner Indologe Prof. Friedrich Wilhelm charakterisiert sie so: „Diese Rajputen sind ein Schwertadel besonderer Prägung. Sie stammen vornehmlich von den Führungsschichten eingewanderter Fremdvölker ab oder rekrutierten sich aus vor-

Die Rajputen: ein stolzes, aber auch ein liebenswürdiges Volk

arischen Geschlechtern, die als Kriegsadel aufgewertet wurden. Die Rajputen selbst leiteten nachträglich ihre Geschlechter von der Sonnen-, Mond- oder Feuer-Dynastie ab. Adelsstolz zeichnet sie ebenso aus wie Ritterlichkeit. Ihr bis ins Extrem gesteigerter Selbstverteidigungswille umgibt sie mit der Aura außergewöhnlicher Tapferkeit."

Die Nachrichten sind bis ins 10. Jahrhundert hinein sehr spärlich. Es ist jedoch anzunehmen, daß sich in dieser Zeit Clan-Strukturen entwickelt haben. Es gibt hier 36 Clans. Stämme, die miteinander familiär verbunden waren. Besonderes Aufsehen er-

Rajasthan ist fast anderthalbmal so groß wie die Bundesrepublik Deutschland und der größte Staat der Indischen Union. Zwischen der Wüste Thar, die im Westen Pakistan erreicht, und den Bergen von Aravelli wohnen zwanzig Millionen Menschen. Sie gehören zu den stolzesten Indern. Bettler sind selten; oft aber trifft man höchst ehrwürdige und freundliche Gestalten

regten vier Clans, die zwischen dem 9. und 10. Jahrhundert politisch bedeutsam waren und der Agnikula, der Feuerfamilie, entstammten.
Wahrscheinlich wurden einst die Fremden, durch den Feuerritus gereinigt, in die Kaste der Kshatrija, der Krieger, eingegliedert. So erklärt sich die stolze Bezeichnung „Rajput = der Sohn eines Königs", auf welcher bis heute jeder aus dem Lande Rajputana beharrt. Ihre besondere Bedeutung hat sich im Laufe der Geschichte Indiens gezeigt. Es gab kaum einen anderen Staat, der sich so gegen die islamischen Eroberer behaupten konnte wie Rajasthan.
Die Rajputen haben Burgen, Paläste, Tempel und Städte errichtet, die kaum ihresgleichen finden. Man betritt eine märchenhafte Welt von Tausendundeiner Nacht. Hier sind wahrscheinlich auch die Vorbilder für diese allgemein als arabisch-persisch angesehenen Märchen zu suchen. Heute lassen dies zahlreiche Miniaturen (Buchmalerei) erahnen, die in ihrer Farbenpracht und Detailgenauigkeit die verblaßte Welt des höfischen Lebens mit seinen Spielen, Kämpfen, Jagden und romantischen, intimen Begegnungen lebendig werden lassen.
Der zum Symbol des islamischen brutalen Eroberers gewordene Mahmud von Ghazni (998–1030) brachte seinem afghanischen Reich fast alljährlich indische Reichtümer und Sklaven. Es wird berichtet, daß er im Jahre 1025 nach einem Überfall 50 000 Inder tötete; aber niemals gelang es, Indien, geschweige denn Rajasthan, zu erobern. Auch seine islamischen Nachfolger, die Sklaven-Dynastie aus Delhi und später die Großmoguln haben dies nicht ganz vermocht, obwohl die Wege über Rajputana zu den Häfen auf der Westküste von höchster Bedeutung für den Handel gewesen waren.
Wenn es zu großen Kraftproben kam, haben sich die Rajputen niemals ergeben. Bei der dritten großen Belagerung in der Geschichte von Chitor (heute Chittorgarh), einer wichtigen Festung auf dem Weg nach Süden, hat Akbar der Große (1542–1605), der oft und falsch als toleranter Herrscher bezeichnet wird, erleben müssen, daß sich Hunderte von Rajputen-Frauen in die Flammen stürzten und ihre Männer den Tod in der Schlacht suchten. So entstand der später in ganz Indien verbreitete Brauch der Witwenverbrennung, Sati genannt; der zwar von den Engländern verboten wurde, aber auch noch heute manchmal ausgeübt wird, wie Zeitungen berichten.
Die 30 000 Bauern, die 1567 Chitor unterstützt hatten, fanden den Tod von Akbars Hand, da sie als Hinduisten für ihn nutzlos waren. Es ist mit der Verschlagenheit und dem Geschick des Akbar zu erklären, daß dennoch einige der Rajputenfürsten militärische Ämter in der Mogulnarmee übernahmen und seine Vasallen wurden. Doch seit Auragseb (1658–1707) wurden die Hindu von den Moslems aus ihren Ämtern verdrängt. Erst ab Ende des 18. Jahrhunderts spielten sie in Indien wieder eine größere Rolle. So zeugen ihre Maharaja- und Maharani-Paläste von dem einmaligen Glanz reicher „indischer" Vergangenheit. Wer kennt nicht die Maharani aus Jaipur? Wer kennt nicht die Fürsten aus Bikaner, die sogar nach Deutschland zur Jagd kamen?

In den Städten, unter denen Udajpur mit Recht die Bezeichnung „Perle von Rajasthan" trägt, begegnet man noch der Welt von damals. Das Leben wird von einer nirgendwo sonst anzutreffenden Farbenpracht geprägt. Bei den Festen, von denen die Hochzeitszeremonien besonders hervorzuheben sind, ist dies noch deutlicher.

Neunzig Prozent der Bevölkerung von Rajasthan sind Hindu; den Rest bilden Moslems, Sikhs und Jainas. Letztere besitzen einiges in diesem Lande, so ihren „Olymp", hier Berg Abu (1737 m) genannt, den der Tempel der Seelen-Verehrer, der Jainas, schmückt. Die Jainas kennen hinduistische Götter, deren Bedeutung ist aber für sie gering. Wichtig ist die Lehre des Begründers ihres Glaubens, Mahavira.

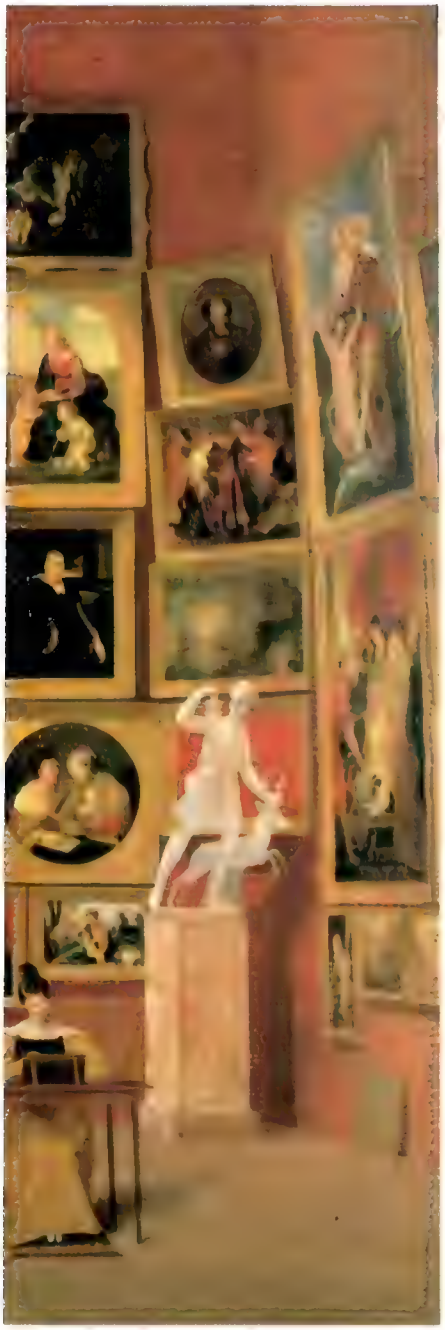
Die Jaina-Lehre wurde ursprünglich durch mündliche Überlieferung verbreitet und erst im 3. Jahrhundert v. Chr. aufgezeichnet. Die jetzt bekannte Fassung stammt aus dem 5. Jahrhundert. Das Universum funktioniert nach einem ewigen Gesetz und verursacht eine Reihe ständig sich wiederholender Wellen des Fortschritts und des Verfalls. Alles im Universum, ob materiell oder andersgeartet, hat eine Seele. Die Reinigung der Seele sollte der Sinn des Lebens sein, denn nur eine reine Seele kann sich vom Körper befreien und die Seligkeit erreichen, die erstrebenswert ist.

Bei diesem Streben wird kein Wert auf Wissen gelegt wie in einigen hinduistischen Systemen, denn jeder Mensch kann nur einen Teil des wahren Wissens sehen. Die Reinigung der Seele verlangt ein ausgeglichenes Leben, in dem Gewaltlosigkeit einen besonderen Platz einnimmt. Sogar das unbewußte Töten einer Ameise gilt als Sünde.
Zwar waren solche Gedanken bereits im 7. Jahrhundert v. Chr. im Umlauf, aber ihre schulgerechte Formulierung und Verbreitung wird dem im 6. Jahrhundert v. Chr. wirkenden Vardhamāna Mahāvīra zugeschrieben. Zu den Anhängern seiner Lehre zählen besonders Kaufleute und Bankiers. Sie ließen Tempel errichten, die den Vergleich mit gotischen Domen nicht zu scheuen brauchen.
Die Tempel am Berg Abu, aus weißem Marmor zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert errichtet, bilden einen Komplex von heiligen Bauten, die das Staunen lehren. Sie sind aus weißem Marmor der Aravallis gebaut und in ihren Säulen, Streben und Decken mit großer Kunstfertigkeit bearbeitet. Obwohl keine Fläche unverziert geblieben ist, wirkt das Ganze äußerst harmonisch und nicht im mindesten überladen. In den Nischen rundum sitzen die 24 Tirthankara (= Seelenfährmann): nackte Marmorstatuen der Verkünder des Jainaglaubens durch alle Erdzeitalter hindurch. Es ist der Gegensatz ihrer Schlichtheit, der faltenlosen Glätte ihrer Körper und Gesichter zu dem Prunk des Bauwerks, die den Tempeln ihre künstlerische Spannung verleiht.
Die Tempel strahlen auch eine Atmosphäre aus, die hinduistischen Tempeln fremd ist, da hier bei den Jaina kein Blutopfer stattfindet. So sind die Tempel am Berge Abu und in Ranakpur (aus dem 14. Jahrhundert) Oasen der Sauberkeit und Meditation, in welche auch die Tirthankara-Figuren versunken scheinen.
Die Jaina-Tempel runden das Bild von Rajasthan in seiner Vielfalt ab. Man wird versetzt in die Jahrhunderte von damals, als Herden von Eseln, Rindern und Kamelen das Land durchquerten, als die Wasserräder das Wasser in die Kanäle schöpften, als durch die Steppe Gazellen und sogar Nilgau huschten, als am Himmel die Adler kreisten, in Palastgärten die Pfaue stolzierten.
Heute jedoch beginnt die Zivilisation ihr Zerstörungswerk. Für Indien ist Rajasthan wichtiger Grenzposten zum feindlichen moslemischen Pakistan geworden, deshalb durchziehen das für indische Verhältnisse sehr dünnbesiedelte Gebiet – etwa 60 Einwohner je Quadratkilometer – große Verbindungsstraßen, und überall liegen Militärflughäfen. Noch leben die Rajputen im Schatten ihrer großen Vergangenheit. Doch ihre Welt versinkt, und die Tage sind gezählt. ■

Im Jahr 1832 stellte Samuel Morse sein Gemälde „The Gallery of the Louvre" (oben) in New York aus. Ohne Erfolg. Der stellte sich erst 1844 ein, nachdem Morse (rechts) den Telegrafen erfunden hatte. Seine Bilder machten ihn als Maler erst posthum bekannt

Samuel F.B.Morse: Genialer Erfinder und großer Maler

Die Sensationsmeldung wurde per Telegraf in die ganze Welt getickert: „Das Bild »The Gallery of the Louvre« erzielte mit acht Millionen Mark den höchsten Preis, der je für das Werk eines amerikanischen Künstlers bezahlt worden ist!" Für diese Rekordsumme verkaufte die Universität Syracuse unlängst das 193 x 271 cm große Ölgemälde des Malers Samuel Morse an den US-Chemie-Millionär, Kunstfreund



und Museumsgründer Daniel J. Terra.

Bereits einmal, am 24. Mai des Jahres 1844, hatte der Name dieses Malers weltweit für Aufsehen gesorgt, wenn auch in anderem Zusammenhang. An jenem Tag nämlich hatte Samuel Finley Breeze Morse vom Washingtoner Capitol aus eine erste kurze Meldung ins 41 Meilen entfernte Baltimore getickert – mit Hilfe des von ihm erfundenen und konstruierten Morse-Telegrafen.

„Die größte Erfindung des Jahrhunderts", so bejubelte damals der „New York Herald" den Apparat des Konstrukteurs, der eigentlich Maler war.

„Meine Leidenschaft für Kunst ist so tief verwurzelt, daß keine Macht der Welt sie zerstören kann", schrieb der 20jährige Morse von einer Studienreise nach London an seine Eltern in Charleston/Massachusetts. An der Yale-Universität hatte der 1791 geborene Samuel Philosophie und Literaturgeschichte studiert und Vorlesungen über Elektrizität und Galvanismus gehört. Doch er wollte Maler werden und eröffnete nach seiner Rückkehr aus Europa ein Studio in Boston.

Mit Porträts – das Stück zu 15 Dollar – schlug er sich mehr schlecht als recht durch, bis er 1825 mit viel Glück den Auftrag ergatterte, den französischen Freiheitshelden Lafayette bei dessen Besuch in New York zu malen. Stolze 700 Dollar brachte Morse diese Arbeit. Nach dem Tod seiner Frau und seiner Eltern reiste der Künstler erneut nach Europa, wo er in Paris J. F. Cooper, den Autor des „Lederstrumpf", kennenlernte und mit ihm Freundschaft schloß.

Cooper regte Morse an, „The Gallery of the Louvre" zu malen. Das Bild zeigt den Salon Carré, vollgestopft mit Meisterwerken abendländischer Kunst (u. a. da Vincis „Mona Lisa", Tizians „Franz I.", Raffaels „Schöne Gärtnerin"). Sich selbst malte Morse in die Bildmitte, die Familie Cooper steht am Eingang des Salons.

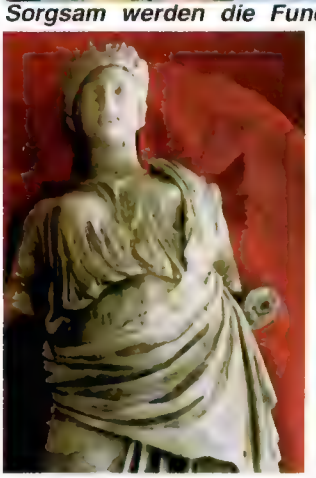
1832 wurde das Gemälde in New York ausgestellt, kam aber beim Publikum nicht an. Drei Jahre später verkaufte Morse sein Werk an den Sammler George Clarke, 1884 erhielt die Universität Syracuse das Bild. Morse, durch die Erfindung des Telegrafen reich und weltberühmt geworden, starb 1872 in New York. Sein Gemälde wird derzeit in den USA ausgestellt. 1984 reist „The Gallery" dorthin, wo es vor gut 150 Jahren entstand: in den Louvre. □

Museum auf dem Meeresgrund

„Wir stehen erst am Anfang eines großen archäologischen Unternehmens", sagt der Marburger Kunsthistoriker und Archäologe Professor Bernard Andreae. Und damit meint er die von ihm gemeinsam mit italienischen Kollegen in Baia im Golf von Neapel durchgeführten Unterwassergrabungen.

Was die – vornehmlich von der Kölner Fritz-Thyssen-Stiftung finanzierten – Forschungen bisher ergaben, ist schon faszinierend: Sieben Meter unter dem Wasserspiegel fand das deutsch-italienische Team die Reste eines ehemaligen Palastes des römischen Kaisers Claudius, der im 1. Jahrh. n. Chr. regierte. Durch ein Erdbeben wurden der einstige Luxusbadeort der reichen Römer und der Kaiserpalast zerstört. Der ganze Landstrich sank ab. Darum müssen nun die Wissenschaftler zu den Schätzen der Antike hinabtauchen. Vor allem konzentriert sich ihre Arbeit auf die Freilegung des 18 Meter langen und 9,5 Meter breiten Speisesaals, in dem der Kaiser und sein Gefolge liegend zu schlemmen pflegten. Wasser umgab dieses Lager. Es verschaffte so den Schmausenden im Sommer angenehme Kühlung. In der Apsis und an den Längsseiten des Raumes waren Nischen, in denen Statuen standen. Geborgen und identifiziert wurden bisher u. a. eine Odysseus-Figur, die Statue der Kaisermutter Antonia und die des jugendlichen Dionysos. Später soll hier einmal Europas erstes „Museum auf dem Meeresgrund" unter einer Art riesiger Glocke entstehen. □

Sorgsam werden die Fundstücke nach oben gehievt



Claudius' Mutter Antonia

Geborgen: Dionys-Statue

Michelangelo Buonarroti

Da staunten die Kunstexperten

In helle Begeisterung geriet Giancarlo Colalucci, leitender Kunstrestaurator des Vatikan, nachdem dunkle Staubschichten von den Michelangelo-Fresken in der Sixtinischen Kapelle entfernt worden waren. Denn nach der Säuberung stellte sich heraus, daß Michelangelo – entgegen bisheriger Kunstmeinung – sehr wohl leuchtende Farben liebte. Rot, Gelb, Violett und Grün benutzte der Meister, der von 1475 bis 1564 lebte, offenbar besonders gern. Bisher nahmen die Kunsthistoriker eher an, der Maler hätte gedämpfte und verhaltene Töne bevorzugt. Nachdem in mühevoller Arbeit Teile der Fresken freigelegt und von dem Staub von fast fünf Jahrhunderten befreit worden waren, schwärmte Restaurator Colalucci sogar von „Explosionen der Farben". Und der Direktor des Vatikanischen Museums, Manzinelli, meinte: „Michelangelos Formen nehmen die Künstler späterer Jahrhunderte – wie die Impressionisten und Picasso – vorweg. Seine Linienführung und seine Farben könnten heute mit ihnen verglichen werden." Restaurator Colalucci und seine drei Assistenten haben bisher in der Sixtinischen Kapelle acht Bogenfelder (Lünetten) mit biblischen Motiven gesäubert. In etwa zwei Jahren hoffen die Experten so weit zu sein, auch an die Säuberung der Deckenfresken gehen zu können. Ehe sich Colalucci und seine Helfer an Michelangelos Werk heranwagten, hatten sie sechs Monate lang eine Reinigungslösung an den Fresken anderer Künstler getestet. □

Die Fresken der Sixtinischen Kapelle werden gereinigt

Funde vom Fischmarkt

Das Gelände des ehemaligen Londoner Fischmarktes Billingsgate soll saniert werden. Bevor Bagger und Planierraupen anrückten, erhielt ein 50köpfiges Team von britischen Archäologen die Erlaubnis, hier Forschungen anzustellen. Bei ihren Grabungen stießen die Wissenschaftler bisher auf eine ins 12. Jahrhundert reichende Schicht vor. Sie fanden Broschen, Schnallen und Ringe aus dem Mittelalter. Aber sie konnten auch eine aus dem 13. Jahrhundert stammende Kai-Konstruktion und eine hölzerne Vorrichtung freilegen, über die man bei Ebbe kleinere Schiffe an Land ziehen konnte. Weitere Aufschlüsse erhoffen sich die Experten, wenn sie demnächst bis in Schichten vordringen, die bis in die Römerzeit zurückreichen. Bevor Billingsgate 1699 Fischmarkt wurde, war die Gegend ein Handwerkerzentrum, in dem Gerber, Färber und Glaser arbeiteten und dort auch wohnten. □

Mit Herodot auf die Suche

Eine ungewöhnliche Tragödie, die sich vor rund 2500 Jahren im Grenzgebiet zwischen Ägypten und dem heutigen Libyen abgespielt hat, wollen jetzt Wissenschaftler aus den USA, Italien und Ägypten erhellen. Im 6. Jahrhundert v. Chr. soll nämlich ein 50 000 Mann starkes Heer des Perserkönigs Kambyses (529–522 v. Chr.) in jener wüsten Gegend einem furchtbaren Sandsturm zum Opfer gefallen sein. Gestützt auf alte Berichte der griechischen Geschichtsschreiber Herodot und Plutarch, glauben die Forscher die Stelle gefunden zu haben, wo das Perserheer mit seiner gesamten Ausrüstung von den Sandmassen begraben worden ist. Ferner halten es die Archäologen für möglich, daß die Leichen der persischen Soldaten durch den Sand mumifiziert wurden und auch Teile ihrer Ausrüstung erhalten sind. □

Bald in neuem Glanz

Zur Zeit restauriert wird das Denkmal für den 1806 bei Saalfeld (DDR – Bezirk Gera) in einem Gefecht mit napoleonischen Truppen gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen (Foto). Das nach einem Entwurf von Karl Friedrich Schinkel geschaffene Monument mit einer Reliefplatte von Christian Daniel Rauch stand auf dem

einstigen Schlachtfeld, auf dem die preußische Vorhut am 10. Oktober 1806 von den Franzosen vernichtet wurde. Prinz Louis Ferdinand, 1772 geboren, war ein Sohn Prinz Ferdinands von Preußen, des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen. Die stark angerostete Skulptur, deren Eisenplatten zum Teil verbogen sind, soll nach der Wiederherstellung auf den angestammten Platz bei Saalfeld zurückgebracht werden. □

Neues Matisse-Museum

Das Städtchen Le Cateau-Cambrésis am Rande des nordfranzösischen Industriegebietes unterscheidet sich von seinen Nachbarorten nicht wesentlich. Dennoch machte Le Cateau kürzlich Schlagzeilen. Denn etliche seiner Bürger, allen voran ein Konditormeister, haben mit Kunstsinn, Liebe zur Sache und vor allem mit Beharrlichkeit etwas für eine Kleinstadt Ungewöhnliches erreicht: die Errichtung und Eröffnung eines Museums, das dem Werk des prominentesten Sohnes von Le Cateau, Henri Matisse, gewidmet ist.

Längst war Matissee, der 1869 in Le Cateau geboren worden war, nach Paris, später nach Nizza gegangen und hatte es als Maler zu großem Ansehen gebracht. „In aller Welt spricht man von ihm, kennt man seine Werke – nur bei uns nicht", meinte 1951 der Konditor Maurice Guillot zu einigen Freunden. Gemeinsam schlugen sie Henri Matisse vor, sie doch bei der Gründung eines Museums in seiner Heimatstadt zu unterstützen. Der Künstler willigte sofort ein und stiftete auch den Grundstock. Schon 1952 wurden im Ehrensalon des Renaissance-Rathauses die ersten Bilder ausgestellt. Im Lauf der Zeit kamen rund hundert Gemälde, Zeichnungen, Gouachen, Lithografien, Plastiken und Collagen zusammen. Und schließlich schenkte der Meister seiner Vaterstadt das monumentale

Dieser Kopf entstand 1907

Glasfenster „Bienen", das er ursprünglich für die Kapelle von Saint-Paul de Vence geschaffen hatte. Heute prangt das herrliche Fenster im Kindergarten von Le Cateau.

Henri Matisse hat bis zu seinem Tod im Jahr 1954 regen Anteil am Wachsen des Museums in seiner Vaterstadt genommen. Erst vor kurzem

„Frau mit Hut" (1949)

konnte die kostbare Sammlung in neuen Räumen untergebracht werden: Im ehemaligen Schloß der Erzbischöfe von Cambrai, im Palais Fénelon, kann man jetzt die Werke von Matisse bewundern.

Bewundernswert bleibt aber auch die Leistung der kunstsinnigen Bürger von Le Cateau und der Stadtväter, die es sich trotz Wirtschaftskrise – 14 Prozent Arbeitslose – nicht nehmen ließen, ihr Projekt zu mehr als einem Drittel selbst zu finanzieren. □

Künstler-Verzeichnis

Soeben erschienen ist das „Künstlerverzeichnis Baden-Württemberg", das von den drei großen Künstlerverbänden des Landes herausgegeben wird. Das fünfbändige Werk stellt rund 1700 bildende Künstler vor und wird diesen, interessierten Kunstfreunden, Galeristen und Behörden eine willkommene Hilfe sein. Das Verzeichnis mit einem alphabetischen Register informiert über Künstlerverbände, -ausbildung, -förderung, -stiftungen und Ausstellungswesen in Städten und Gemeinden des Landes Baden-Württemberg (Verlag Krause, Umkirch). □

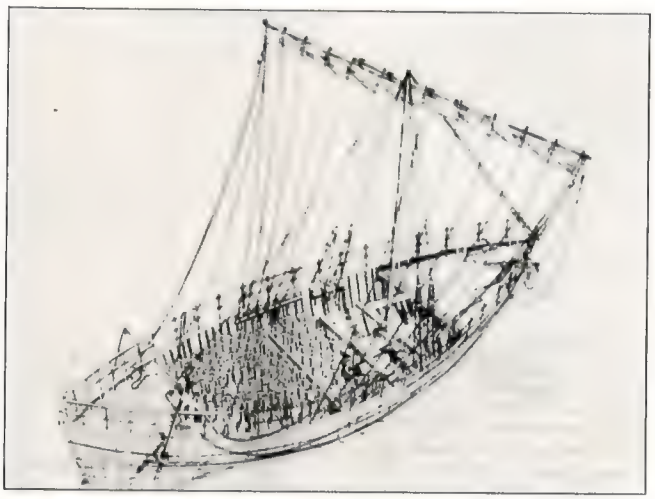
Jäger und Beute?

Bei Erdarbeiten in der italienischen Ortschaft Palombara Sabina (Region Latium) stießen Arbeiter im Erdreich auf die Stoßzähne eines Ur-Elefanten. Hinzugezogene Archäologen stellten bei weiteren Grabungen fest, daß dicht neben den Überresten des Tieres auch das Skelett eines vorgeschichtlichen Menschen lag. Das Alter der Funde: etwa 280 000 Jahre. □

Goethe schwärmte von Lorrain

„Hafen bei Sonnenuntergang", ein Gemälde von 1639

Der Geheimrat Goethe bezeichnete ihn als den „größten Landschaftsmaler", während der englische Dichter Horace Walpole ihn gar als „Raffael der Landschaftsmalerei" lobte. Beide schwärmten sie von dem Franzosen Claude Lorrain (1600–1682), dessen 300. Todestag sich gerade gejährt hat. Aus diesem Anlaß hat die Washingtoner National Gallery of Art eine umfangreiche Ausstellung veranstaltet, die ab dem 16. Februar (bis 16. Mai 1983) auch im Pariser Grand Palais zu sehen ist. Eine weitere Lorrain-Ausstellung bereitet das Münchener Haus der Kunst vor (12. März bis 29. Mai 1983). Claude Lorrain, eigentlich Gellée, wurde zwar in Frankreich geboren, verließ aber bereits als Dreizehnjähriger seine Heimat, um sich als Maler in Rom niederzulassen. Schon früh widmete sich der junge Mann der Landschaftsmalerei. Der Künstler, der u. a. von Papst Urban VIII., König Philip IV. von Spanien, von Kardinälen, Botschaftern und von französischen und italienischen Adligen gefördert wurde, machte sich schon zu Lebzeiten einen Namen als Meister seines Genres. Lorrains farblich fein abgestimmte Ideallandschaften, seine Zeichnungen und Radierungen beruhen auf intensivem Studium der Natur. Die Münchener Ausstellung will einen Querschnitt durch das Schaffen des Malers, der viele andere (so auch die Impressionisten) nachhaltig beeinflußt hat, vermitteln. □



Ein Schiff wird kommen . . .

Griechische und amerikanische Wissenschaftler und Techniker bauen derzeit auf einer Werft in Perama bei Piräus an der originalgetreuen Kopie (Zeichnung) eines antiken Frachtschiffes. In zweijähriger Arbeit und mit einem Aufwand von 178 000 Mark sollen bei diesem Projekt die Schiffsbautechniken aus dem 4. Jahrh. v. Chr. praktisch erprobt werden. Es ist ferner geplant, den fertigen Frachter im Mittelmeer auch auf seine Seetüchtigkeit zu prüfen. Vorbild der jetzt im Bau befindlichen Kopie ist das „Schiff von Kyrenia", das vor fünfzehn Jahren auf dem Meeresgrund vor dem zyprischen Hafen Kyrenia entdeckt und in achtjähriger Arbeit von einem internationalen Team unter Leitung des amerikanischen Archäologen Michael Katzev gehoben, konserviert und restauriert worden ist. Dieses Schiff, das zur Zeit Alexanders des Großen und seiner Nachfolger die Meere befuhr, gilt als das älteste Handelsschiff der Antike. Heute ist dieses einzigartige Segelschiff in der Kreuzritterburg von Kyrenia ausgestellt, die im türkisch besetzten Teil Zyperns liegt. □

Neues von Dschingis-Khan

Zu neuen Ehren gekommen ist in der Volksrepublik China der legendäre Mongolenführer Dschingis-Khan. Für den von den Kulturrevolutionären geschmähten Eroberer, der vermutlich 1155 geboren wurde und 1227 starb, wurde jetzt in Peking eine fünf Meter hohe Statue errichtet. Das meldet die Nachrichtenagentur „Neues China". Außerdem ist auch das Grabmal Dschingis-Khans, das sich 300 Kilometer südwestlich der chinesischen Provinzhauptstadt Hohetot befindet, in monatelanger Arbeit restauriert worden. In dem Mausoleum befinden sich die Särge des Khan, seiner Frau und weiterer Verwandter unter

Der Khan starb im Jahr 1227

prunkvollen Nomadenzelten aus goldfarbener Seide und Satin. Dschingis-Khan hatte 1206 die mongolischen Stämme vereinigt und später ein riesiges Reich gegründet, das von Südrußland bis zum Stillen Ozean reichte. □

Arp-Museum im Bahnhof

Im Kellergeschoß des berühmten Künstler-Bahnhofs Rolandseck südlich von Bonn wird in diesem Frühjahr ein Museum für Hans Arp und Sophie Taeuber-Arp eröffnet. Wie Johannes Wasmuth, seit fast zwei Jahrzehnten Bahnhofs-„Hausherr", im Namen der „Fondation Hans Arp und Sophie Taeuber-Arp" mitteilte, sollen auf 200 Quadratmetern rund 250 wertvolle Exponate des in die Kunstgeschichte eingegangenen Künstlerehepaares gezeigt werden. Derzeit wird das Kellergeschoß des 127 Jahre alten klassizistischen Bauwerks für 700 000 Mark saniert. Die Kosten trägt die Landesregierung von Rheinland-Pfalz. □

Uni mitten in der Wüste

Lehrstühle für Kunst, Naturwissenschaft und Medizin sollen als erstes an der neuen „Golf"-Universität eingerichtet werden, die fast in der geografischen Mitte des arabischen Inselstaates Bahrain in einem Wüstengebiet gebaut wird. Träger der Hochschule, die bereits im Jahr 1985 ihren Lehrbetrieb aufnehmen soll, sind die sechs Mitglieder des „Golf-Rats für Zusammenarbeit" Saudi-Arabien, Kuweit, Bahrain, Katar, Oman und die Vereinigten Arabischen Emirate. Später soll die „Wüsten-Uni" auch um technische Fakultäten erweitert werden. Die Pläne sehen vor, daß bis zum Jahr 2004 rund zehntausend Studenten aus aller Welt, vor allem jedoch aus den arabischen Golfstaaten, an dieser Uni studieren. □

Zeitkritik als Papierschnitt

„Wir Bettler und Verbrecher" ist der Titel einer aus drei Teilen bestehenden Arbeit des in Düsseldorf lebenden Künstlers Felix Droese, den die Kunstsammlerin und -mäzenin Helga Lauffs für ihre Sammlung erworben hat. Der 1981 entstandene Papierschnitt, als Dauerleihgabe im Kaiser-Wilhelm-Museum in Krefeld untergebracht, wurde jetzt auf einer vier Meter hohen und fast zehn Meter breiten Wand des Museums installiert – eine ungewöhnliche künstlerische Attraktion. Zwei große Holzschnitte des Künstlers, die 1982 erworben wurden, sind neben diesem Werk ausgestellt. □

Renoirs Erben

Einen großen Namen trägt die Dame, die hier neben dem Bild „Mädchen mit Rose" posiert. Es ist Sophie Renoir (Foto), die Urenkelin Auguste Renoirs (1841–1919), von dem das Werk stammt. □

Kongreßhalle 1987 fertig

Bis spätestens zum Jahr 1987 – zur 750-Jahr-Feier der Stadt Berlin – soll die Kongreßhalle nach einem Senatsbeschluß in ihrer alten Gestalt wiederaufgebaut werden. Kosten: 83,2 Millionen Mark. Die nach einem Einsturz zerstörte Kongreßhalle soll nach ihrer Fertigstellung zu einem Zentrum zeitgenössischer Kultur werden und als Ausstellungsort dienen. Das bisherige Auditorium wird zu einem Vorführungssaal für 1200 Zuschauer umgestaltet. Diesen Beschluß faßte der Berliner Senat noch im vergangenen Jahr. Mit den Arbeiten für Wiederaufbau und teilweise Umgestaltung soll nach den Plänen des Senats in diesem Jahr begonnen werden. □

Fotos: Agenzia Contrasto; Archiv; bpk; Charlon-Gamma; dpa; Grey Art Gallery, NY; National Gallery of Art, Washington DC; Roma's Press. Matisse: © 1983 Spadem, Paris/Bild-Kunst, Bonn

Nicht zu stolz, von Griechen und Etruskern zu lernen:

Wie die alten Römer bauten

Wer sich über die Grundlagen der Baukunst des antiken Rom informieren will, braucht sich nur an Vitruvius Pollio zu halten. Um 25 v. Chr., zur Zeit des Kaisers Augustus, erschien sein Werk „De architectura". Darin sind die beiden „Paten" genannt, unter deren Einfluß sich die römische Architektur bis hin zu schließlich eigenständigen Formen entwickelt hat: Etrusker und Griechen.

Die Etrusker (lat. Tusci) saßen etwa im Gebiet der heutigen Toskana; ihre Macht reichte über ganz Mittelitalien. Sie waren ein hochentwickeltes Kulturvolk – im Gegensatz zu den einfachen Landleuten im mittelitalienischen Latium, deren Dörfer ums Jahr 600 v. Chr. allmählich zu einer Stadt zusammenwuchsen, die, und zwar von den Etruskern, den Namen Rom erhielt.

Aus dem etruskischen Stil abgeleitete Bauformen dominierten in Rom, bis die Römer (vom 3. Jahrhundert v. Chr. an) die griechisch besiedelten Teile des Mittelmeerraumes eroberten und von der überlegenen Kultur der Unterlegenen neue, starke Anregungen empfingen.

Das etruskische Erbe zeigt sich am deutlichsten in der römischen Tempelarchitektur. Noch bis ins 2. Jahrhundert v. Chr. bleibt Holz das Baumaterial. (Zu dieser Zeit steht der Parthenon-Tempel auf der Athener Akropolis schon seit rd. 300 Jahren.) Als man zur Steinbauweise nach griechischem Vorbild übergeht, errichtet man einen Tempel nicht wie die Griechen auf einem dreistufigen Unterbau, sondern, wie früher die Holztempel, auf einem hohen Sockel, auf den eine Treppe hinauf zum Eingang führt. Das ist etruskische Art – bis zum Untergang des römischen Weltreichs behalten Roms Architekten sie bei. Auf die um den Bau laufende Säulenhalle verzichten sie. Statt dessen setzen sie vor den Eingang der Cella, des ummauerten Tempelraums, eine von Säulen getragene Halle.

Bogenkonstruktionen, die noch heute halten: Kolosseum in Rom (o.) und Pont-du-Gard bei Remoulins in der Provence

Als Säulenschmuck bevorzugen die Römer das prächtige korinthische Kapitell mit seinen Akanthus-Blätter-Ornamenten, die in schneckenförmigen ionischen Voluten auslaufen (siehe PAN Nr. 1/83). Baukünstlerisch verwerten die römischen Architekten also griechische Formen oder wandeln sie ab.

Zu heute noch Staunen erregender Meisterschaft aber bringen sie es auf dem Gebiet der technischen Baukonstruktion, unter Anwendung von ursprünglich etruskischem „Know-how". Von den Etruskern haben sie gelernt, wie man Bögen und durch Hintereinanderreihung von Bögen Gewölbe baut. Bauformen, die den Griechen, die gewohnt waren, Bauelemente vertikal und horizontal zusammenzufügen, nicht „lagen".

Die Römer entwickeln den Bogen- und Gewölbebau weiter. Dabei bedienen sie sich eines neuen Baustoffs: Mörtel. Erst dieses Bindemittel ermöglicht die Konstruktion von Bauwerken wie den mächtigen Aquädukten, deren wasserführende Steinkanäle auf mehrstöckigen Bogenkonstruktionen ruhen, die weite Talsenken überspannen. Von Bogenbrücken, die, wie die Milvische Brücke in Rom, noch heute, nach 2000 Jahren, belastbar sind. Oder von gewaltigen Kuppelbauten wie dem Pantheon, das seine jetzige Gestalt 118–125 n. Chr. erhielt – mit 43,4 Metern Durchmesser an der Kuppelbasis und einer lichtspendenden runden Öffnung von 9 Metern Weite im Scheitel.

Als Bauingenieure bleiben die Römer bis in unsere Zeit unübertroffen. Vielleicht ihre glanzvollste Leistung vollbringen sie im Theaterbau. Die Griechen haben ihre Amphitheater, wohl wegen der bautechnischen Probleme, immer in stützende Landschaftsabhänge hineingebaut; die römischen Architekten wagen es, freistehende Arenen zu errichten.

Das eindrucksvollste Beispiel bietet das im 1. Jahrhundert n. Chr. erbaute Kolosseum in Rom. Drei Bogenreihen (Arkaden) gliedern die Außenwand. Die Mörtel-Ziegel-Struktur ist mit behauenem Stein verkleidet. Der Bauschmuck zeigt griechische Stilarten: im untersten Stockwerk tragen dorische, im mittleren ionische, im oberen korinthische Dreiviertel- und Halbsäulen die Gesimse; eine Ordnung, die als „römisches System" in die Geschichte der Baukunst eingegangen ist.

Unübertroffene Kunst römischer Baumeister: der mächtige Kuppelbau des Pantheons, vor 1850 Jahren unter Kaiser Hadrian errichtet

Aber die eigentliche Leistung der Baumeister des Colosseum liegt in folgendem: Der äußerlich so „luftig" wirkende Riesenbau ist so ausgeklügelt konstruiert, daß der lastende Druck der im Inneren ansteigenden Ränge und der 50 000 Zuschauer, die im Amphitheater Platz fanden, über die Bogenkonstruktionen des Bauwerks aufgefangen und abgeleitet wurde.

Die griechischen Architekten hatten im Tempelbau ihre vornehmste Aufgabe erblickt, ihr Werk war eine Huldigung an die Gottheit. Ihre römischen Kollegen waren anders motiviert: Die Aufgabe ihrer Bauwerke war es, die Macht des Staates und der ihn tragenden Gesellschaft eindrucksvoll und dekorativ zu repräsentieren. Wenn man so will: Es war eine andere Bau-Ideologie.

In der Endzeit des römischen Imperiums wurde sie wiederum von einer anderen abgelöst. Eine Entwicklung setzte ein, durch welche die Architektur sakraler Bauwerke immer mehr und schließlich ganz von der Gestaltung des Innenraums her bestimmt wurde.

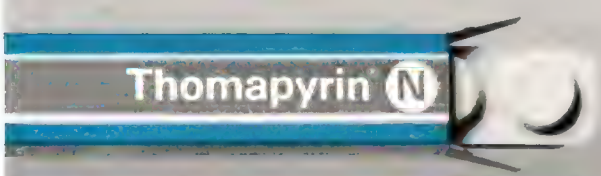
Im nächsten PAN: Byzanz

Fotos: Roma's Press, Rühlich, Scala

Sie ist mit
Thomapyrin N
zufrieden.
Warum?

Weil diese Kopfschmerztablette rasch wirkt und gut verträglich ist.

Thomapyrin N enthält nur 3 bewährte, sich bestens ergänzende Wirkstoffe und pro Tablette nur eine Wirkstoffmenge von insgesamt 0,5 Gramm. Man nennt das eine optimale Kombination: denn sie bietet einerseits die Gewähr für rasche, zuverlässige Schmerzbefreiung, andererseits – wegen der niedrigen Wirkstoffmenge – auch für gute Verträglichkeit.
So hilft Ihnen normalerweise eine Thomapyrin N-Tablette z. B. bei Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, grippehafter Erkältung. Selbstverständlich können Sie, wenn mal eine stärkere Wirkung nötig ist, 1½ oder 2 Tabletten nehmen. Das ist dann immer noch nicht mehr als 1 Gramm.
Sie wissen ja, je weniger Tabletten man braucht, umso besser ist es.



macht schmerzfrei und frisch.

Thomapyrin N: Bei Kopf- und Zahnschmerzen, Monatsbeschwerden, Erkältung und Abgeschlagenheit. Nicht anwenden in den letzten 4 Wochen der Schwangerschaft, bei bestehender Überempfindlichkeit gegen Salicylate, Asthma oder anderen Prostaglandinsynthesehemmer, bei Störung der Blutgerinnung, bei schweren Leber- und Nierenfunktionsstörungen. Bei Magen- oder Darmgeschwüren und während der Schwangerschaft bitte den Arzt fragen. Wie bei allen salicylathaltigen Präparaten können auch nach Thomapyrin N gelegentlich, im allgemeinen harmlose Magen-Darmblutungen auftreten. Schmerzmittel sollen in höheren Dosen oder über längere Zeit nicht ohne ärztlichen Rat eingenommen werden.
Thomae Dr. Karl Thomae GmbH, Biberach an der Riss

BÜCHER

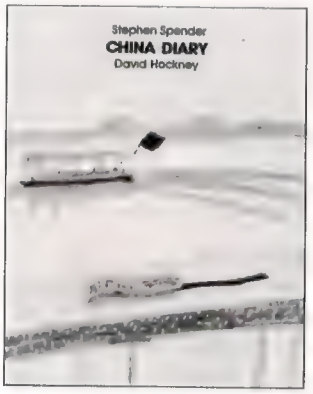
Soeben schloß die von Berlin (Ost) nach Hamburg übernommene große Schinkel-Gedächtnisausstellung ihre Pforten. Wer sein Bild über Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) abrunden will, dem steht mit Mario Zadows ausführlichem Buch eine gute Hilfe zur Verfügung. Der Autor stellt den „Baumeister Preußens", der als der bedeutendste deutsche Architekt des 19. Jahrhundert gilt, an Hand seines universalen künstlerischen, technischen und administrativen Werkes vor. Und er geht der Frage nach, weshalb Schinkel – aufgewachsen als Sohn der Romantik – in klassizistischem Stil baute, obwohl er doch als Maler stets Romantiker geblieben ist. Zadow verweist auch auf die Vielseitigkeit des preußischen Beamten-Künstlers Schinkel, der fast überall im Lande Spuren seines Talents hinterließ – ob nun als Architekt, als Maler, als Denkmalpfleger, als Bühnenbildner oder als Innendekorateur. So folgt Mario Zadow auch in seiner Kapiteleinteilung den Arbeitsbereichen dieses Künstlers. Wie berühmte Zeitgenossen Schinkels, darunter der Geheimrat Goethe, der Forscher Alexander von Humboldt, der Dichter Clemens Brentano und der Bildhauer Christian Rauch, das Allround-Genie beurteilen, geht aus deren Briefen oder Tagebuchaufzeichnungen hervor. Zadows reich illustriertes Buch ist ein hervorragender Wegweiser für alle, die sich mit dem Werk Schinkels vertraut machen wollen. Karl Friedrich Schinkel, 109 Abbildungen, 256 S., Rembrandt Verlag, Berlin, 68,80 Mark.

Einem besonderen Bereich der europäischen Landschaftsmalerei, der Darstellung von Bergen und Gebirgen in der Alpenregion, ist dieser Bildband gewidmet. Mit ausgewählten Werken berühmter Meister – darunter A. Altdorfer, P. Bruegel d. Ä., L. Corinth, G. Giacometti, M. Grünewald, Th. Rousseau, W. Turner – bietet das Buch einen guten Überblick über die Entwicklung der Alpenmalerei. In einem Querschnitt von West bis Ost und durch sechs Jahrhunderte wird die Bergwelt in den unterschiedlichsten Landschaftsbildern vorgestellt. Waren die Alpen in den ersten wirklichkeitsbezogenen Darstellungen Mitte des 15. Jahrhunderts meist nur Hintergrund für Porträts oder szenische Gemälde, so treten sie bei den Malern der Romantik

in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr als selbständiges Sujet in den Vordergrund. Und diese Entwicklung setzt sich über den Realismus und die Impressionisten bis in unsere heutige Zeit fort. Die sorgsame Auswahl der Bildbeispiele und deren Interpretation durch Experten aus der Schweiz, Österreich, der Bundesrepublik, aus Frankreich und Italien vermitteln dem Betrachter und Leser einen anspruchsvollen Einblick in dieses spezielle Gebiet der Malerei. Das Künstlerlexikon mit den Kurzbiografien der vorgestellten Maler vervollständigt das Werk. Die Alpen in der Malerei, 111 Farb- und 140 Schwarzweiß-Abbildungen, 336 S., Rosenheimer Verlagshaus, 120 Mark.

Wer kennt nicht die Bücher der Forschungsreisenden Sven Hedin und Heinrich Harrer, die vom geheimnisvollen Land Tibet berichten? Jetzt gibt es, herausgegeben von Claudius C. Müller und Walter Raunig, unter dem Titel „Der Weg zum Dach der Welt" ein neues Tibet-Buch. 38 Wissenschaftler verschiedenster Disziplinen berichten darin über die Erfahrungen der ersten Europäer, die Tibet besuchten. Sie gehen ein auf Klima, Pflanzen- und Tierwelt in Hochasien, sie beschreiben das Leben der Menschen, ihren Glauben, ihre Götter und Dämonen. Natürlich darf auch ein Kapitel über den sagenhaften Schneemenschen Yeti nicht fehlen. Der Band begleitet eine Ausstellung im Münchner Museum für Völkerkunde, die bis 31. März 1983 läuft. „Der Weg zum Dach der Welt", Pinguin-Verlag Innsbruck/Umschau-Verlag Frankfurt, 407 S., 38 Mark.

Einst wurde die Baukunst des Bayernkönigs Ludwig II. (1845–1886) als Kitsch abqualifiziert, in diesem Jahrhundert wurden seine Schlösser jedoch weltberühmt. Über weitere Pläne, die der baulustige König nicht realisieren konnte, berichtet nun Georg Baumgartner in dem Bildband „Königliche Träume". In allen Details schildert der Autor, wie der Wintergarten auf dem Dach der Residenz in München aussehen sollte, die geplante Burg auf dem Falkenstein mit ihren Dutzenden von Türmen, Zinnen und Erkern, das chinesische und das byzantinische Schloß nahe Linderhof. Weitere „Träume" des Wittelsbachers: ein Theater oberhalb des Schlosses Linderhof und ein gigantischer Theaterbau an der Isar in der Verlängerung der Maximilianstraße in München. Viele Abbildungen illustrieren Georg Baumgartners Text. Wegen der Bildrechte ist das Buch nur bis 31. März erhältlich. Heinrich Hugendubel Verlag, 260 S., München, 148 Mark.



Zwei Briten, der Maler David Hockney und der Dichter Stephen Spender, legen mit dem „Tagebuch" ihre ganz persönlichen Eindrücke einer mehrwöchigen Chinareise vor. Peking, Nanking, Shanghai und Kanton sind einige der Stationen dieser Reise. Die „Große Mauer", den „Tempel des Jade-Buddhas" und andere uralte Kulturschätze konnten sie bewundern. Aber sie sahen auch das moderne China, sprachen mit seinen Menschen. Ein faszinierendes Buch, das durch Aquarelle, Zeichnungen und Fotos abgerundet wird. „China Diary" – China-Tagebuch, Thames and Hudson Verlag, London, in engl. Sprache, zu beziehen im deutschen Buchhandel, 200 S., ca. 60 Mark.

RC Gorman

FINE ART POSTER COLLECTION

12seitiger Farbkatalog (28 x 21,5 cm) mit Abbildungen von 46 Künstlerplakaten des Navajo-Malers (Schutzgebühr DM 10,–)
Wir senden Ihnen diesen Katalog gerne zu.

galerie pueblo

kurtalstraße 21, 6748 bad bergzabern,
telefon 0 63 43/37 51

Echte Japanische Steinlaternen

Steinmetzarbeiten in Granit und Sandstein.
Fernöstliche Kostbarkeiten für Ihren Garten.

Prospekt und Preisliste kostenlos, oder besuchen Sie unsere Freigeländeausstellung nach Terminabsprache. Auch an Wochenenden (kein Verkauf).

HANS GÜNTHER GRIMM
IMPORT
Schloßstr. 18c, 5014 Kerpen-Horrem
Telefon (0 22 73) 16 25

Achtung, Galeristen:
PAN-Kleinanzeigen
zum Spezialtarif:
Tel. (07 81) 84-29 79
PAN Unsere herrliche Welt
Klein-anzeigen

TIBET-TEPPICHE

außergewöhnliche Muster und Farben.
Fordern Sie unverbindlich kostenl. Versandprospekt an.
R. P. Wanczura, Smetanastr. 15
8 München 60, T. 0 89/88 80 65

Millionär

müssen Sie nicht sein, um ein „fast echtes" Gemälde von Rembrandt, Rubens usw. erwerben zu können. Ein neues Verfahren ermöglicht die naturgetreue Wiedergabe, vom Original kaum zu unterscheiden. Sie können die Pinselstriche sehen und fühlen! Schon für DM 99,– können Sie Ihr Heim mit einem „Rubens" verschönern. Über 100 berühmte Bildwerke und Goldrahmen. **Großauswahl! „Gemäldeprospekte" Galerie 1, 2, 3 u. 4 gratis!**

auch Ölgemälde nach Ihren Farbfotos

Unsere Maler können auch Ihr Ölporträt u. a. Motive, z. B. Blumen, Landschaft, berühmte Personen, wie Königin Luise, Kaiser Wilhelm, „den Alten Fritz", Beethoven beim Notenschreiben, Mozart am Klavier, Dürer usw. Pinselstrich auf Pinselstrich naturgetreu auf Leinwand malen. Foto od. andere Abbildung als Malvorlage genügt. Kein Hausbesuch! Kein Modellsitzen! Fordern Sie kostenl. Informationen und Farbprospekte. Telefon (0 5f 54) 6 62 od. (0 51 54) 83 53. Einfach Anzeige ausschneiden u. einsenden

GARVENS OHG, 3251 Aerzen, Abt. B 10

„Zerwerft euern Gott,
die Kunst liegt im Leimen!"

Ein leuchtendes Bild vom Sinn der Kunst und vom Schicksal schöpferischer Menschen:

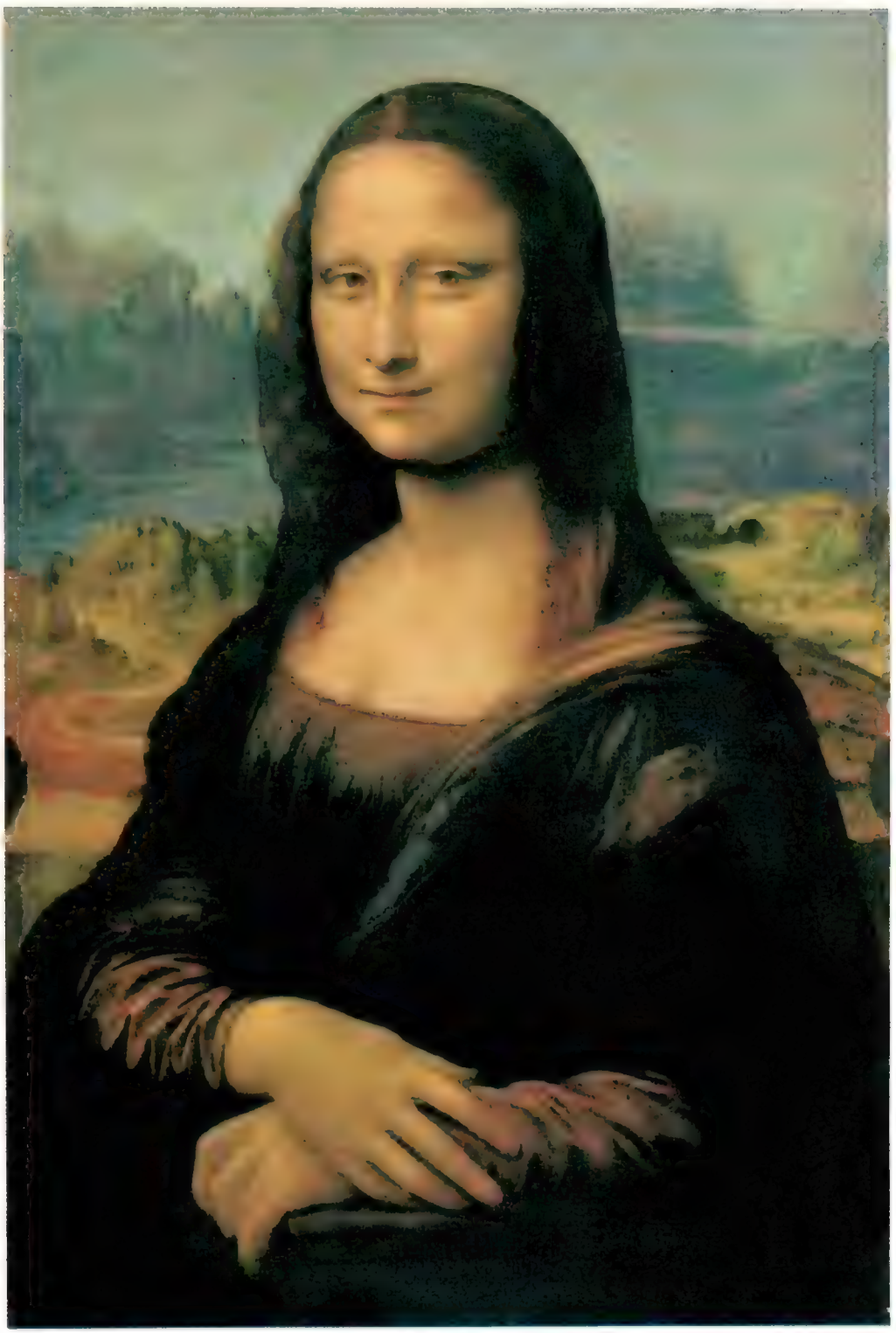
Rembrandt - Beethoven - Goethe - Paracelsus

„Lohe, du, im Weltenbrande,
Sturm aus Gottes Atemfluß,
Woge, noch vom Schöpfungsguß,
Land im unbegrenzten Lande!"

Auf 100 Seiten Dichtung und Gedanken, Titel:
SEHT AN – DIE KUNST!
Verfasser: Erwin Guido KOLBENHEYER

Preis DM 12,80, in jeder Buchhandlung oder unmittelbar bei der Kolbenheyer-Gesellschaft e.V. D-8500 Nürnberg 90, Schnieglinger Str. 244 / Ruf 09 11 - 31 33 04.

Die Entführung der Mona Lisa



„Da kannst du auch versuchen, die Türme von Notre-Dame wegzutragen oder die Mona Lisa zu stehlen", pflegte man in Frankreich zu sagen, wenn jemand einen völlig aberwitzigen Plan vortrug. Was bedeuten sollte: Es ist gänzlich unmöglich. Niemand konnte sich vorstellen, daß ein Mensch es auch nur wagen würde, sich an Leonardo da Vincis Bildnis der geheimnisvoll lächelnden Gioconda zu vergreifen, die längst ein Nationalheiligtum der Franzosen geworden war.

Am Montag, dem 21. August des Jahres 1911, sollte das Unvorstellbare zur Wirklichkeit werden. An diesem Tag war der Louvre geschlossen, Putzfrauen werkten von früh bis spät. Um 7.20 Uhr ging Brigadier Poupardin von der Wachmannschaft durch den Salon Carré, den besonderen Stolz des Louvre. In diesem Salon hingen die Gemälde von Tizian, Raffael, Rubens, van Eyck, Rembrandt, Holbein, Veronese, Velázquez und Leonardo.

Poupardin vermißte zwar die Mona Lisa, dachte sich aber nichts Böses. Die Mona Lisa wurde so oft kopiert und fotografiert wie sonst kein anderes Gemälde. Dafür stand ein besonderes Atelier zur Verfügung.

Gegen neun Uhr fragte der Maler Louis Beroud den Brigadier nach der Mona Lisa. Beroud sollte eine Innenansicht des Salons malen mit Blick auf die Wand, an der die Mona Lisa hing. Dazu brauchte er das Gemälde. „Die Mona Lisa wird im Atelier fotografiert", antwortete der Brigadier, und Beroud wartete geduldig bis Mittag. Dann aber drängte er, da er nicht viel Zeit hätte, und Poupardin ging ins Atelier, um das Gemälde zu holen. Aufgeregt kam er zurück; die Mona Lisa war nicht dort. Als auch keiner der Wächter etwas über den Verbleib des Gemäldes aussagen konnte, rannte Poupardin zur Direktion.

Direktor Benedite meldete den Verlust des Bildes sofort dem Polizeichef Lepine, der Inspektor Hamard mit einigen hundert Mann zum Louvre schickte. Und dann wurde jeder Winkel des riesigen Gebäudekomplexes durchsucht. Nach etwa eineinhalb Stunden fand man hinter der Tapetentür eines Seitenaufgangs den kostbaren Rahmen des Gemäldes. Jetzt wußte man sicher, daß Mona Lisa gestohlen worden war.

Die erste Meldung stand am Dienstag in der Nachmittagsausgabe der „Temps", und dann jagte der Tele-

Vincenco Perugia (Mitte) sagte vor Gericht, er habe nur als Patriot gehandelt

graf die Schreckensnachricht um den Erdball. Das Wort „Kunstraub" wurde geprägt, das im Laufe der folgenden Jahrzehnte noch oft in Schlagzeilen stehen sollte.

Hunderte von Menschen standen in sengender Hitze stundenlang vor dem geschlossenen Louvre, Bahnhöfe, Grenzen und Häfen wurden überwacht, auslaufende Schiffe durchsucht. Und jeder Passant auf der Straße angehalten, der ein längliches Paket trug, in dem das 77 x 53 Zentimeter große Gemälde versteckt sein konnte.

Die Zeitschrift „l'Illustration" setzte 40 000 Francs Belohnung aus für denjenigen, der die Mona Lisa in der Redaktion abliefere, und 10 000 Francs für Hinweise, die zur Auffindung des Bildes führten. Das „Paris Journal" erhöhte seine Belohnung auf 50 000 Francs, und „Le Matin" forderte alle Hellseher auf, ihre Fähigkeiten der Polizei zur Verfügung zu stellen.

Die Polizei mußte Hunderten von Denunziationen nachgehen. Der Schriftsteller Guillaume Apollinaire wurde verhaftet und Pablo Picasso frühmorgens dem Untersuchungsrichter vorgeführt, weil beide von dem ehemaligen Boxer Gery Pieret Plastiken gekauft hatten, die der aus dem Louvre gestohlen hatte.

Die großen Kunsthändler allerdings hielten den Raub der Mona Lisa für die Tat eines Verrückten; denn, so ihr Argument, kein intelligenter Einbrecher hätte es gewagt, ein unverkäufliches Gemälde zu stehlen, und kein Kunsthändler werde riskieren, es zu kaufen.

Dann tauchte das Gerücht auf, der berühmte amerikanische Kunstsammler John Pierpont Morgan (1837–1913) habe bei dem Raub seine Hand im Spiel gehabt. Morgan kaufte seit 1863 in aller Welt Kunstwerke auf, seine Sammlung besaß bereits einen Wert von mehr als 60 Millionen Dollar. Morgans Agenten waren auf allen Auktionen anzutreffen. Die Mona Lisa, so das Gerücht, sollte die Krönung seiner Sammlung sein; gewissenlose Kunsthändler hätten sie Morgan verschafft, indem sie Wachmänner im Louvre mit hohen Summen bestachen. Der amerikanische Zoll wurde aktiv; die in New York einlaufende „Oceanic" wurde bis in den letzten Winkel durchsucht, ebenso der deutsche Luxusdampfer „Kaiser Wilhelm II.". Sogar amerikanische Geheimdienstleute kümmerten sich um das Gerücht und recherchierten in der Umgebung des hoch angesehenen Millionärs und Kunstsammlers. Natürlich ohne jedes Ergebnis.

Mit Glas und Rahmen wog das Gemälde etwa vierzig Kilo

Am Samstag, dem 26. August, waren die Ermittlungen im Louvre abgeschlossen, ein Rekonstruktionsbericht wurde vorgelegt. Als erstes wurde vermerkt, daß die Mona Lisa mit Bestimmtheit aus dem Museum entfernt worden sei, zum anderen handle es sich bei dem Dieb um nur eine Person, die allerdings mit den Verhältnissen im Louvre bestens vertraut gewesen sein müsse. Das Bild hing an zwei Eisenhaken an der Wand, und jemand, der mit dieser Aufhängung umzugehen wußte, konnte es innerhalb von sechs Sekunden abnehmen. Ungeübte hingegen brauchten dazu mehr als fünf Minuten. Der Mann müsse zudem kräftig gewesen sein, denn das Bild mit dem schweren Rahmen und dem dicken Schutzglas wog etwa 40 Kilo. 1907 war die Mona Lisa neben vielen anderen wertvollen Gemälden unter Glas gekommen, nachdem eine fanatische junge Frau ein Bild von Ingres zerschnitten hatte.

Der Diebstahl mußte etwa um 8.30 Uhr am Montagmorgen ausgeführt worden sein. Der Dieb schleppte das Bild in einen kleinen Nebenraum, von dem aus eine schmale Treppe zu einem Innenhof führte. Auf einem Treppenabsatz durchschnitt er mit einem Messer die grauen Papierstreifen, die das Gemälde im Rahmen festhielten, nahm die Holztafel heraus und lehnte den Rahmen an die Wand.

Bis zur Untersuchung des Rahmens hegte die Polizei den starken Verdacht, ein Museumsangestellter wäre der Dieb. Als dann aber auf dem Glas neben dem Rahmen ein Daumenabdruck gefunden wurde, der zu keinem der Angestellten paßte, mußte dieser Verdacht jedoch fallengelassen werden.

Von den vielen tausend Hinweisen, die eingingen, etliche sogar aus dem Ausland, waren nur zwei brauchbar. Die erste Beobachtung stammte von dem Installateur Sauvet. Er war an diesem Morgen an der Seitentür vorbeigekommen, die in den „Hof der Sphinx" führt. Diese Tür war abgeschlossen und zudem mit drei Riegeln gesichert.

Als Sauvet dorthin kam, saß ein Mann auf der Treppe. „Sperr mir bitte mal die Tür auf", sagte er zu Sauvet. Was der auch tat – er hielt den Unbekannten im weißen Kittel für einen Angestellten des Louvre. Dem Installateur fiel nicht auf, daß die drei Riegel bereits zurückgeschoben waren und irgend jemand versucht hatte, das Schloß abzuschrauben; ebensowenig machte ihn stutzig, daß die Klinke fehlte.

Der Mann im weißen Kittel überquerte den ersten Hof und den Visconti-Hof und ging sodann ungehin-

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 65
dert durch das Portal zum Louvre-Quai. Das Tor war wegen der Reinigung der Vorhalle weit geöffnet; der Wächter hatte seinen Platz für wenige Minuten verlassen, um Wasser zu holen.
Auf der Straße zog der Mann den Kittel aus und wickelte die Mona Lisa darin ein. Wenig später machte der Kaufhaus-Kassierer Bouquet folgende Beobachtung: „Ich sah auf dem gegenüberliegenden Trottoir einen Mann, der hastig ging und unter dem Arm etwas Längliches trug, das in ein weißes Tuch gehüllt war. Der Mann warf einen Gegenstand in den Lichtgraben, der das Kellergeschoß des Louvre umgibt."
Nach längerem Suchen fanden Polizisten in dem Lichtgraben die an der Eingangstür zum „Hof der Sphinx" abmontierte Türklinke. Damit verlor sich jede Spur.
Erst nach Wochen verdrängten andere Weltereignisse die Mona Lisa von den ersten Seiten der Zeitungen und aus dem Gedächtnis der Menschen. Der Balkankrieg brach aus, Italien führte Krieg gegen die Türkei, und auf ihrer Jungfernfahrt sank die „Titanic" nach dem Zusammenstoß mit einem Eisberg.
Am 11. Dezember 1913 wollten die Extremisten im italienischen Parlament eine Abstimmung über die Wahl eines Abgeordneten verhindern. Es kam zu Streit und dann zu heftigen Handgemengen, die aber sofort aufhörten, als der Kultusminister in den Saal stürmte, ein Telegramm schwenkte und mit sich überschlagender Stimme schrie: „Die Gioconda ist gefunden!" In Italien wurde die Mona Lisa nach der Frau des florentinischen Kaufmanns Giocondo, die als das Modell angesehen wird, genannt. Fäuste senkten sich und Totenstille trat ein, so daß jedes Wort des Ministers zu verstehen war: Nach 27 Monaten war das Gemälde in Florenz aufgetaucht, und zu verdanken war dies dem Kunsthändler Alfredo Geri.
Alfredo Geri hatte für seine bevorstehende Kunstauktion in Zeitungen in Italien, Frankreich und Deutschland inseriert. Das Interesse war groß, paketweise kamen die Zuschriften. Einen Brief aus Paris vom 29. November sortierte er skeptisch aus. Ein Vincenco Leonardi schrieb, er sei Italiener, arbeite in Paris, und sein sehnlichster Wunsch sei es, seinem Vaterland wenigstens eines der wertvollen Bilder zurückzugewinnen, die einst Napoleon aus Italien geraubt habe. Deshalb habe er aus dem Louvre die Mona Lisa gestohlen, und er wolle kein Geld für das Gemälde verlangen, obwohl er ein armer Mann sei. Er bat, Geri möge ihm doch postlagernd nach Paris schreiben.
Erst warf Geri den Brief in den Papierkorb; dann holte er ihn wieder heraus und beschloß zu antworten. Auch sein Freund Giovanni Poggi, Direktor der berühmten Uffizien in Florenz, war der Meinung, daß man diese Spur verfolgen sollte. Die Antwort des Vincenco Leonardi ließ nicht auf sich warten. Er kündigte seinen Besuch für den 10. Dezember in Florenz an.
Vincenco Leonardi war ein mittelgroßer, magerer, bescheiden gekleideter junger Mann mit einem kleinen schwarzen Bärtchen, der nun jedoch von Geri sehr selbstbewußt für „seine Gioconda" 500 000 Francs verlangte. Geri sagte das Geld zu, als Übergabetermin wurde der nächste Nachmittag, 15 Uhr, vereinbart, wobei auch Poggi anwesend sein sollte.
Mit etwas Verspätung führte Leonardi seine Begleiter in das Hotel Tripoli-Italia, wo er unter dem Dach ein kleines Zimmer gemietet hatte. Er kroch unter das Bett, zog einen Holzkoffer hervor, kramte erst abgetragene Schuhe, Kleider, Malerutensilien und eine Mandoline hervor, hob dann einen doppelten Boden ab, darunter lag die in rote Seide eingeschlagene Mona Lisa.

Der „Patriot" kannte die Geschichte des Bildes nicht

Poggi hatte keine Zweifel, es war die echte Mona Lisa. Auf der Rückseite waren zudem der Stempel des Louvre und die Katalognummer 316 zu sehen. Nach längerem Zögern war Leonardi einverstanden, daß Poggi das Gemälde zur weiteren Prüfung in die Uffizien mitnahm. Als das Bild dort gut aufgehoben war, wurde die Polizei verständigt, die noch am selben Tag Vincenco Perugia alias Vincenco Leonardi, 32 Jahre alt, verhaftete.
Bei seiner Vernehmung gab Perugia an, er habe in Paris bei einer Firma als Anstreicher und Verglaser gearbeitet, die auch Aufträge vom Louvre erhielt. So habe auch er eine Weile im Museum Bilder verglast, habe oft vor der Gioconda gestanden und endlich beschlossen, seinem Lande wenigstens dieses eine Gemälde zurückzugeben. Auch der Vorhalt der vernehmenden Beamten, die Gioconda sei von Napoleon nicht geraubt worden, auch sei sie nie gestohlen worden und rechtmäßiger französischer Besitz, beeindruckte Perugia nicht. Noch viel später behauptete er, nur als Patriot gehandelt zu haben. Die Geschichte des Gemäldes kannte er nicht . . .
Leonardo da Vinci, der in den Jahren von 1503 bis 1506 das Bild gemalt hatte, trennte sich nie davon. Die Kunsthistoriker haben immer noch nicht eindeutig klären können, ob ihm nun dafür Mona Lisa del Giocondo, die Frau eines angesehenen Florentiners, oder Isabella d'Este, eine Bewunderin des Künstlers, Modell gesessen hat. Er nahm sein Bild auch mit, als er 1517 auf Einladung des jungen Königs Franz I. nach Frankreich aufbrach. In seinem Atelier im Turm des Landschlößchens Coux bei Amboise stellte er die Mona Lisa auf eine Staffelei und verhängte sie mit einem schwarzen Tuch.
Eines Tages schaute der junge König unter den verhüllenden Stoff und rief begeistert: „Das ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe!" Er wollte das Bild sofort kaufen und bot die unvorstellbar hohe Summe von 3000 Ecus. Als Leonardo nicht reagierte, legte er 500 Goldstücke zu und erhöhte dann auf 4000 Ecus.
Wenige Tage später besuchte Leonardo den König, der auf Schloß Amboise gerade ein Fest feierte. Der Inhalt des Gesprächs wurde nie genau bekannt. Tatsache ist jedoch, daß Leonardo die 4000 Goldstücke erhielt, das Bild aber behalten durfte. Erst nach dem Tode des Malers im Jahre 1519 ließ der König es abholen und im „Goldenen Kabinett" in Fontainebleau aufhängen. Von dort aus kam es nach Versailles. König Ludwig XIII. wollte das Bild verschenken, nur ernste Vorstellungen seiner Umgebung haben ihn davon abbringen können. Napoleon ließ die Mona Lisa in die Tuilerien schaffen, und als die Sammlungen des Louvre erweitert wurden, dort 1804 aufhängen.
Am 31. Dezember 1913 war das Gemälde wieder in Paris. Die Begeisterung war groß. Gedichte wurden veröffentlicht, Romane geschrieben, und gelehrte Herren versuchten wieder einmal, das geheimnisvolle Lächeln zu deuten, das der irische Dichter George Moore so auslegte: „Die Mona Lisa lächelt über all die törichten Dinge, die man über sie sagt."

Hans Jakob Kurz

Fotos: Louvre, Roger Viollet

Friedensreich Hundertwasser – Regentag
Herausgegeben vom Museum Ludwig, Köln 1981. Die Gestaltung übernahm Hundertwasser selbst, er entwarf eine eigene „Regentag-Schrift" und schuf einen kleinen Prachtband für Bibliophile und Hundertwasser-Kenner. 11,5 x 15 cm, 536 S., 286 Farbreproduktionen, Leinen gebunden, Nr. 3106, **DM 98,00**

KUNSTKATALOGVERTRIEB FRÖLICH & KAUFMANN

Die Pferde von San Marco
Katalog zur Ausstellung der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1982. „. . . wovon gewißlich bleiben wird der bei Frölich & Kaufmann erschienene kenntnisreiche Katalog." (FAZ-Magazin) 21 x 24 cm, 245 S., 280 Abb., 24 in Farbe, gebunden, Nr. 1027, **DM 48,00**

Paul Cezanne
Aquarelle 1866-1906
Katalog zur Ausstellung in der Kunsthalle Tübingen und im Kunsthaus Zürich 1982. 31,5 x 25 cm, 292 S., 156 Abb., 94 Farbtafeln, Leinen gebunden mit Schutzumschlag, Nr. 3150, **DM 76,00**

Andy Warhol
Retrospektive 1961-1981
Herausgegeben von der Kestner-Gesellschaft, Hannover 1981. Mit Textbeiträgen von Warhol u. a., 20,5 x 20,5 cm, 250 S., 150 Abb., davon 20 in Farbe, Broschur, Nr. 3116, **DM 48,00**

Druckgraphik
Wandlungen eines Mediums seit 1945
Herausgegeben von den Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1981. 21 x 29,7 cm, 196 S., zahlr. Abb., davon 47 in Farbe, paperback, Nr. 0347, **NUR DM 20,00**

Henri Matisse
Herausgegeben vom Kunsthaus Zürich 1982. Schwerpunkt dieses Katalogs: Früh- und Spätwerk. 24 x 28 cm, 308 S., 120 Abb., davon 110 farbig/ganzseitig, gebunden, Nr. 3546, **DM 85,00**

Katalog der Kataloge

informiert über
250 Ausstellungskataloge des In- und Auslandes, Kleinformat, 104 Seiten, viele Abbildungen

- **Kunstgeschichte**
- **Künstler**
- **Architektur**
- **Fotografie**
- **Design**

kostenlos und unverbindlich

Caspar David Friedrich
Herausgegeben von der Kunsthalle Hamburg 1974. Lange Zeit vergriffen, jetzt wieder lieferbar! 23 x 24 cm, 320 S., 508 Abb., davon 20 in Farbe, fest gebunden, Nr. 3085, **DM 44,00**

NEUAUFLAGE
Mythen der Neuen Welt
Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas
Die Geschichte der Entdeckung Lateinamerikas ist zugleich die Geschichte einer Neuentdeckung Europas. 21 x 27 cm, 358 S., 150 Abb., davon 32 in Farbe, paperback, Nr. 0072, **DM 39,00**

Wolf Lücking
Mathis – Nachforschungen über Grünewald
Daß er nicht Grünewald hieß, ist allen klar, wie aber sein wirklicher Name lautete und welche Bedeutung dabei die Identifizierung eines anderen Mannes hat, der stets in der Nähe Grünewalds auftaucht und entsprechende Verwirrung schafft, das ist eine zentrale Frage, die sich Wolf Lücking in seinem Buch stellt. 23 x 27 cm, 200 Seiten, 100 Abb. s/w, 35 farbige Abb., gebunden mit Schutzumschlag, Nr. 3167, **DM 78,00**

Giorgio de Chirico
Katalog der Ausstellung im Haus der Kunst, München 1982/83. Hrsg. William Rubin, Wieland Schmied und Jean Clair. Die Ausstellung wurde vom Museum of Modern Art in New York zusammengestellt. Schwerpunkt ist Chiricos Frühwerk, das als „Pittura Metafisica" die Moderne beeinflußte. 21 x 30 cm, 300 S. mit 340 Abb., ca. 60 Farbtafeln, gebunden, mit Ausstellungplakat, Nr. 3170, **DM 44,00**

Jean-Antoine Watteau
Einschiffung nach Cythera – L'Ile de Cythère
Herausgegeben von der Städtischen Galerie im Städelschen Museum Frankfurt a. M. 1982. Die Darstellung und Erläuterung des erworbenen Bildes „Ile de Cythère" als Beispiel der Gattung der „Fêtes galantes" ist erweitert mit Zeichnungen und Arabesken des Malers, sowie einem Teil über Watteaus Verhältnis zum Theater seiner Zeit. 22 x 28 cm, 107 S., 103 Abb., davon 8 in Farbe, paperback, Nr. 3058, **DM 45,00**

HELNWEIN
Illustrationen, Plakate, Titelblätter 1980-1982
Verlag Frölich & Kaufmann, Berlin. „Er vernimmt die Schreie aus gekachelten Schreckträumen abseits einer satten Gesellschaft . . ." (H. C. Artmann) 24 x 32 cm, 176 S., 279 Abb., davon 130 in Farbe, Nr. 3072, **nur DM 29,80**

Paula Modersohn-Becker
Herausgegeben vom Kunstverein Hamburg. Zeichnungen, Pastelle, Bildentwürfe. 20,5 x 29 cm, 150 S., 127 Abb., paperback, Nr. 3032, **DM 29,80**

Melancholie der Vorstadt
TANGO
Herausgegeben vom Künstlerhaus Bethanien, Berlin. Von den Ursprüngen dieser Musik in den Bordellen von Buenos Aires bis zur europäischen Mode. 21 x 30 cm, 280 S., 350 Abb., davon 16 in Farbe, hardcover, Nr. 0077, **DM 78,00**

Zeitgeist
Katalog zur Internationalen Kunstausstellung Berlin 1982. Neue Wilde, Warhol, Twombly . . .: die 80er Jahre. 18 x 26 cm, 250 S., davon 30 in Farbe, paperback, Nr. 2138, **DM 38,00**

Bitte ausschneiden & einsenden an:
Kunstkatalogvertrieb Frölich & Kaufmann
Willdenowstraße 5, 1000 Berlin 65

Stück	Nummer	Stichwort	Einzelpr/DM

Unsere Preise sind incl. Mwst., zuzüglich DM 3,– Versandkosten.

☐ Post/Bankscheck lege ich bei DM _____ (incl. 3,– Versand)

☐ Bitte Zusendung per Nachnahme

☐ Bitte Gesamtverzeichnis

Name, Vorname _____

Straße/Nummer _____

Postleitzahl/Ort _____

Groß, größer, am größten . . .

Zum Bericht über den Louvre, PAN 12/82

Als Franzose wäre ich natürlich stolz, wenn der Louvre das größte Museum der Welt wäre. Das größte Museum der Welt ist aber die Eremitage in Leningrad.

Georges Reymond,
1000 Berlin 30

Das größte moderne Kunstmuseum ist mit fast 18 000 Quadratmeter das Centre Georges Pompidou für Kunst und Kultur in Paris. Es wurde 1977 der Öffentlichkeit übergeben. *Claudine Mollet*
Bordeaux

In Bautzen: Nikolai-Turm

Zu „Budapest ", PAN 12/82

Im Rahmen des Artikels bringen Sie eine Abbildung der Kopie des Bautzener Matthias-Corvinus-Denkmals.
Als gebürtige Bautzenerin möchte ich Ihnen mitteilen, daß es in Bautzen keinen St.-Nikolaus-Turm gibt, sondern nur einen Nicolai-Turm mit dahinterliegendem altem, katholischem Friedhof und Kirchenruine. Das erwähnte Denkmal befindet sich aber auch nicht dort, sondern am Matthias-Turm in der Ortenburg, direkt über dem Eingang zur Ortenburg.
Erwähnt sei noch, daß Matthias Corvinus die Lausitz von 1469 bis 1490 besaß. Er ließ die 1481 durch Brand zerstörte Burg durch seinen Landvogt Georg von Stein 1483 bis 1486 wieder aufbauen. Schöpfer des Denkmals dürfte der serbische Maler und Steinbildhauer Briccius Gauske aus Gaußig bei Bautzen gewesen sein. Ich möchte nicht versäumen, Ihnen zu sagen, daß ich mich jeden Monat auf und über PAN sehr freue.

Gisela Schuster,
8000 München

Vergessen: Schweizer Nikolaus

Zum Bericht über Nikolaus-Ikonen, PAN 12/82

Es sind wohl vielerlei Geschichten und Legenden um diese beiden Kirchenmänner gewoben, aber da gibt es noch einen ganz unverwechselbaren St. Nikolaus, nämlich den heiligen Nikolaus von der Flue (1417–1487). Was ich von lange Gelesenem über diesen Mann noch weiß: Er war ein Bauersmann in der Schweiz, arbeitsam, hilfsbereit, freundlich, zu dem sprach immer wieder eine innere Stimme, er solle in die Einsamkeit gehen, Einsiedler werden. Er sträubte sich, war er doch Vater von zehn Kindern! Schließlich trennte er sich von der Familie, Haus und Hof (im Einvernehmen mit der Frau und den Zurückbleibenden ging es dann gut), wurde Einsiedler, meditierte, betete. Menschen kamen, allmählich von weitem Umkreis. Beratend, heilend, hilfreich in allen Situationen konnte dieser Nikolaus den ihn Aufsuchenden beistehen. Schließlich nahm er seinen Pilgerstab und wanderte nach . . .; ich meine, es war Luzern, um dort Frieden zu schaffen im Streit der verschiedenen Landsmannschaften des Schweizerlandes. Was ihm gelang. So ist er wohl der Schweizer hl. St. Nikolaus.
Meines Wissens wallfahren noch heutzutage ab und zu Gläubige nach „der Flue".

Liesl Koch
7740 Triberg

Geschrei genügt?

Zum Leserbrief „Anmerkung zu Beuys", PAN 11/82

Beuys weiß genau, daß man seine eigenen Werke nicht als Kunst bezeichnen kann, das wäre überheblich. Um als Künstler zu gelten, braucht man die entsprechende Resonanz und Zustimmung der Öffentlichkeit.
Unbeachtet im „leeren" Raum zu stehen, sozusagen als wahrer Könner und Genie im stillen zu arbeiten, das schaffen nur die, die erst von der Öffentlichkeit ans Licht gezogen werden.
Wer nicht ans Licht gezogen wird, hilft nach, wenn ihm daran gelegen ist. So auch Beuys. Fazit: Beuys erinnert stark an einen nur durch Skandale und spektakuläres Gehabe zu einer Filmrolle gelangten „Star".
Das Geschrei um ihn ist eine Kenntnisnahme, die er will und die ihm genügt. Sie ist der Durchbruch, mit dem er sich zufriedengeben kann.
Wer dort erst steht, findet auch Kunstkritiker, die ihn (aus welchen Gründen auch immer!) aufs Podest heben . . . Nicht seine „Werke" sind die Kunst, sondern sein Taktieren und Handeln.

Helmut Müller,
2930 Varel 1

Wer hat's gemalt?

Dieses Bild, 50 x 40 cm, habe ich von meiner Schwester geerbt. Leider konnte mir niemand sagen, woher es gekommen ist, wer es gemalt hat. Wer von den PAN-Lesern kann mir Auskunft geben, von welchem Maler dieses Bild stammt?

Luise Sarnighausen,
A-1030 Wien,
Untere Viaduktgasse 1/9

„Der Krieg" von Henri Rousseau. Das Bild, 1894 gemalt, wurde 1944 zufällig wiedergefunden; hängt im Louvre

Kunst ist Schönheit des Gedankens

Zum Leserbrief „Infantile Schmiererei", PAN 10/82

Auch ich liebe die sogenannten großen Meister; deshalb betrachtete ich die Gemälde von Henri Rousseau zuerst voller Vorurteile. Dann sah ich das Bild „Der Krieg". Seit diesem Augenblick weiß ich, daß Kunst nicht oberflächliche Schönheit bedeutet, sondern die Schönheit des Gedankens, der die Schöpfung eines Kunstwerkes auslöste. Daher braucht ein Gemälde nicht im bürgerlichen Sinne „schön" zu sein. Auch ein naives Bild kann schön sein. Kunst um der Kunst willen ist sehr gefährlich, und diese Einstellung führte schon manches Volk ins Unglück.

Yvonne Scheiwiller,
Mühlegasse,
CH-6422 Steinen

Bonnerin sucht Düsseldorfer

Für eine Dissertation mit möglichst umfassendem Werkverzeichnis über den Düsseldorfer Kunstakademieprofessor, Landschafts- und Marinemaler Eugen (Eugène) Gustav Drücker (1841–1916) bitte ich um Hinweise von öffentlichen und privaten Sammlern über den Verbleib von Werken und Briefen des Künstlers sowie sonstiger Dokumente.

Reinhild Wüllner,
Wacholderweg 8,
5205 St. Augustin 1,
Tel. 0 22 41-2 66 08

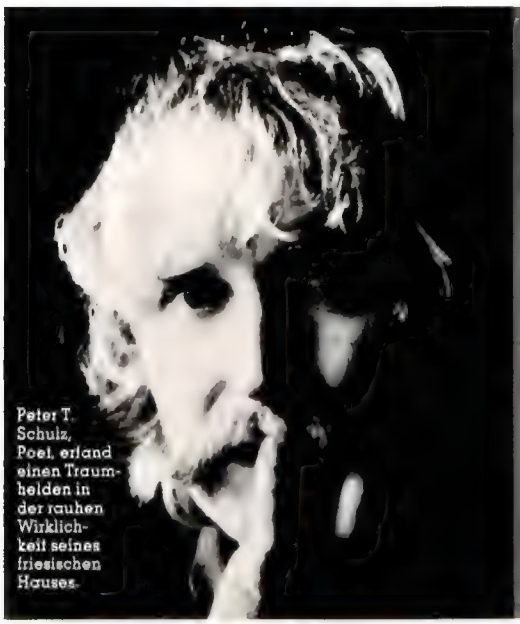
Menschen prägen ihre Umgebung. Das neue Ambiente berichtet über Menschen mit

Henry Vuitton, französischer Kofferhersteller, erfüllt die exzentrischen Wünsche seiner internationalen Klientel.

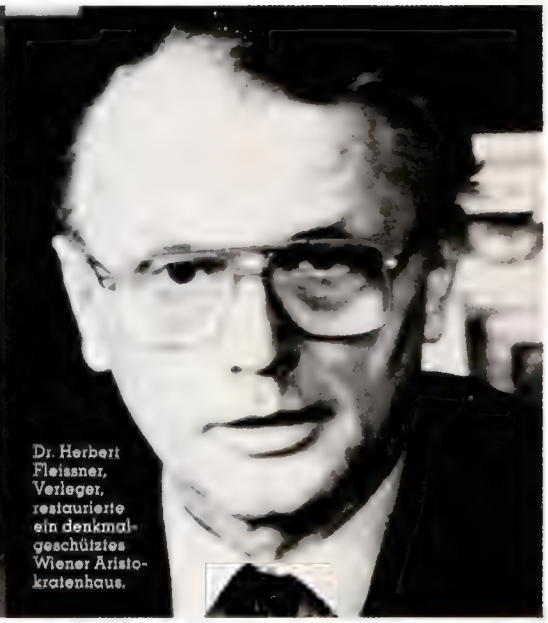
Simon Estes, Penthouse-Bewohner und weltweit gefragter Bass-Bariton. Im Weißen Haus wie im Kreml.

Gisela Dietrich, perfekte Planerin von Industrieanlagen, liebt das Unvollständige in ihrem privaten Zuhause.

besonderem Geschmack. Über Menschen, die sich in ihrer Umwelt ausdrücken wollen.

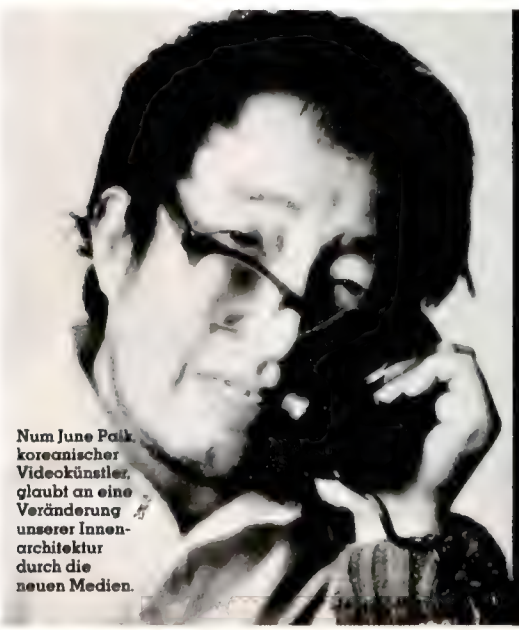


Peter T. Schulz, Poet, erfand einen Traumhelden in der rauhen Wirklichkeit seines friesischen Hauses.



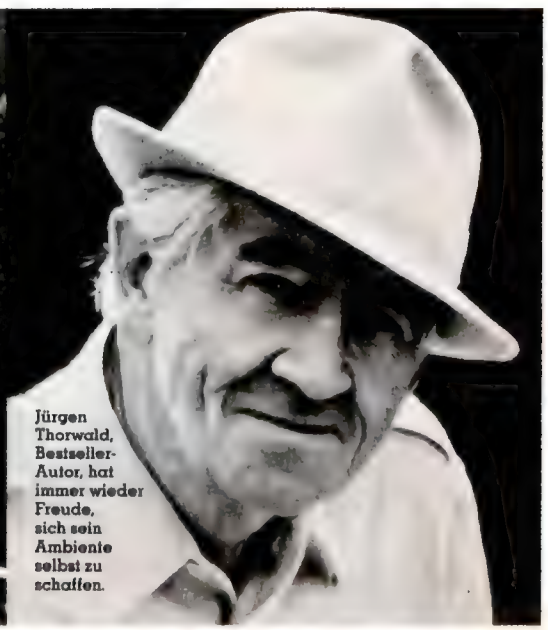
Dr. Herbert Fleissner, Verleger, restaurierte ein denkmalgeschütztes Wiener Aristokratenhaus.

In Häusern, Wohnungen, Feriensitzen und Palästen. Ambiente richtet sich an Menschen, die



Nam June Paik, koreanischer Videokünstler, glaubt an eine Veränderung unserer Innenarchitektur durch die neuen Medien.

Christiane Hörbiger, Star des Züricher Schauspielhauses, lebt in einem schmalbrüstigen Bürgerhaus.



Jürgen Thorwald, Bestseller-Autor, hat immer wieder Freude, sich sein Ambiente selbst zu schaffen.

von allem das Beste kennen wollen. Ambiente gibt es jetzt bei Ihrem Zeitschriftenhändler.

Ein Prunkstück der Obstädter „Kistler": Schrank der Brautausstattung für Anna Heilmann, datiert 1844/1846

Bett für Mutter und Kind. Das Schlafzimmer ist noch im Besitz der Familie

Lange waren die Schöpfer des oberbayerischen „Bauernbarocks“ unbekannt. Ein Heimatpfleger kam ihnen auf die Spur

Die Kistler von Obstädt

Der Auktionator verlor beinahe die Übersicht, so viele Arme reckten sich, als er den reich geschnitzten und bemalten Bauernschrank aus Obstädt in Oberbayern für 30 000 Mark zur Versteigerung aufrief. Und dann wurde es hektisch: 40 000 Mark, 50 000 Mark . . . Bei 57 000 Mark schließlich erfolgte der Zuschlag. Der Käufer zeigte sich höchst befriedigt. Er hätte, so gestand er, für das Stück aus der Zeit des oberbayerischen Bauernbarocks sogar noch mehr geboten. Das war vor zwei Jahren.

Volkstümliche Möbel aus Altbayern waren immer schon gefragt. Bereits im 18. Jahrhundert mußten die Tölzer „Kistler“ für ihre zwar schlichten, aber prächtig bemalten Bauernschränke schon so etwas wie Fließbandfertigung einführen; die mit Stemmeisen auf der Innenseite eingeschlagene Nummer bezeichnete den Schranktyp. Die Schränke wurden auf Flößen die Isar hinab nach München und noch weiter in die bayerischen Lande befördert.

Berühmt wegen ihrer kunstvollen Bemalung waren auch die Schränke des Anton Pertaler aus Degerndorf im Inntal und des Johann Böheim aus dem Leitzachtal.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts tauchte östlich von München, vor allem im heutigen Landkreis Ebersberg, ein Möbeltyp auf, der wegen seiner reichen, dem Barock und dem Rokoko entlehnten Schnitzereien, Marmorierungen und Malereien bald als „Bauernbarock“ bezeichnet wurde.

Mit diesen prunkvollen Schränken, Bettstätten, Aufsatzkommoden erreichte die Volkskunst in Oberbayern Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Und wenn vom

Fortsetzung auf Seite 74

Noch prachtvoller gestaltet: Der Schrank für den Bräutigam Josef Seewald prunkt mit vielen barocken Verzierungen

Ruhestatt des Mannes: schlichter als das Bett der Frau; dessen aufwendige Schnitzerei galt wohl den erhofften Kindern

Nicht alle Obstädter Möbel waren auffallend prunkvoll. Diesen Schrank fertigte 1844 ein Kistlergeselle für einen kleinen Bauern

Fortsetzung von Seite 71

Bauernbarock gesprochen wurde, dann meinte man nur diesen einen Möbeltyp mit der stilisierten Sonnenblume als Erkennungszeichen, dessen Herkunft allerdings bis vor wenigen Jahren im dunkeln lag.

Daß sich dieses Dunkel schließlich lichtete, ist dem Ebersberger Kreisheimatpfleger Markus Krammer zu verdanken. Schon den jungen Markus Krammer hatten diese prachtvollen Möbel fasziniert, die er verschiedentlich in den guten Stuben der Bauern stehen sah. Nun wollte er ihre Herkunft klären, und mit detektivischem Spürsinn verfolgte er die verschlungenen Wege der einzelnen Stücke. Von Ort zu Ort war er gezogen, hatte 172 Möbel und etliche,

Bitte umblättern

Anna Bichl kaufte 1836 in Obstädt die Kommode mit Glaskasten. Ihre Ururenkelin benutzt sie noch heute

Im Kistlerhof, in dem das Bauernbarock erfunden wurde, steht jetzt nur noch dieser einfache Schrank

Die Obstädter Möbel sind erkennbar, auch wenn sie nicht signiert sind: Geschnitzte Vorhänge gelten als typisches Merkmal

Fortsetzung von Seite 74

längst vergessene Kistlereien ausfindig gemacht. Beinahe schon mürbe von der Sucherei, kam er auf den Kistlerhof in Obstädt, ein dreigadiges stolzes Gebäude, in dem bis zum Jahr 1928 eine Kistlerei betrieben worden war. Auf dem Dachboden, in einer prall mit Rechnungen, Briefen und sonstigen Aufzeichnungen gefüllten Kiste, wurde Krammer dann fündig und belohnt für eine jahrelange mühsame Arbeit. Seine Forschungen über das Bauernbarock hat Markus Krammer in dem Buch „Bauernmöbel der Obstädter Kistler“ (Süddeutscher Verlag, 1980) zusammengestellt.

„An den kunstreich Herrn Balthasar Gassner“, schrieb der Abt

Am 28. September 1794 kaufte der 32 Jahre alte Kistlergeselle Balthasar Gassner für 600 Gulden in Obstädt ein Anwesen, in dem bis dahin eine Zimmerei betrieben worden war. Zuvor hatte Gassner jahrelang in der Kistlerei des Klosters Attel gearbeitet; zur vollsten Zufriedenheit von Abt Dominicus, der später noch seine Briefe „An den kunstreich Herrn Balthasar Gassner in Obstädt“ adressierte.

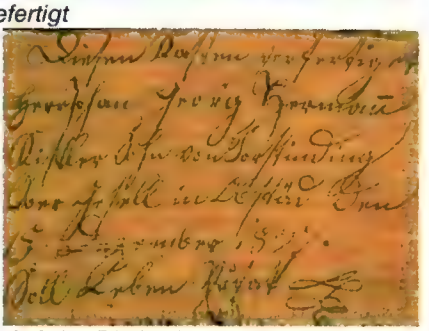
Mit großem Fleiß baute nun Gassner seine Kistlerei auf und fertigte erstmals Bauernmöbel mit den barocken Formen und Malereien, wie er die Einrichtung in Kloster und Kirche Attel gestaltet hatte. Demnach ist Balthasar Gassner als der Begründer des später so gefragten Bauernbarocks anzusehen.

Obwohl in jener Zeit der höfische und bürgerliche Möbelstil schon zur Einfachheit, fast Kargheit des Klassizismus übergegangen war, hatte Gassner mit seinen barocken Möbeln bei den Bauern der Umgebung größten Erfolg. Das führte zu Konflikten mit den anderen Kistlermeistern, und Gassner mußte sich 1795 einen von dem „Ober Comisari Simon Feigel“, dem „Ober Zöch Meister Mathias Pfudler“ und dem „Unter Zöch Meister Franz Xaveri Brand“ gesiegelten und unterzeichneten Meisterbrief ausstellen lassen.

Bis zur Säkularisation im Jahr 1803 beschäftigte Abt Dominicus den Kistler zwischendurch immer wieder im Kloster; auch in den umliegenden Kirchen führte er die Renovierungsarbeiten aus. Und seine Werkstätte blühte auf und genoß Ansehen bei den Bauern, die nun von weit her

Reich geschnitzter, jedoch unbemalter Schrank. Blankholzschränke wurden in der Kistlerei nur als Einzelstücke in Auftrag gefertigt

Eine stilisierte Sonnenblume war das Markenzeichen der Obstädter



Auf der Rückseite hat der Kistler seine Signatur hinterlassen

Ein kunstvoll geschnitzter Bettaufsatz, ebenfalls mit Sonnenblume

Bauernbarock: Höhepunkt der altbayerischen Volkskunst

kamen, um bei Gassner für ihre Töchter die Brautausstattung zu bestellen.
Als seine einzige Tochter Anna Maria 1826 den wegen seiner Schnitzkunst bekannten Schreinergesellen Balthasar Reiter geheiratet hatte, kümmerte sich der Meister nur noch um besondere „Firtigungen". 1828 starb Gassner, zwei Jahre später sein Schwiegersohn. Und die junge Witwe mußte sich schnellstens um einen gelernten Kistler als Mann umsehen, wollte sie das gutgehende Geschäft nicht eingehen lassen.
In jener Zeit lebte in Albaching bei Wasserburg ein junger Mann, der wegen seines Naturtalents im Malen und Schnitzen weithin berühmt war. Eigentlich sollte Balthasar Wimmer den elterlichen Hof übernehmen; bis zu seinem 25. Lebensjahr arbeitete er auch in der Landwirtschaft, dann jedoch siegte seine Leidenschaft für das Malen und Schnitzen. Im besten Mannesalter begann er beim Meister Ludwig Werthmann in Wasserburg eine Kistlerlehre, am 13. März 1831 machte er seine Gesellenprüfung.
Tags darauf schon muß er sich als Hochzeiter zur Brautschau nach Obstädt begeben haben. Daß die Anna Maria Reiter für ihre Werkstätte einen tüchtigen Kistler als Mann suchte, war nämlich auch Balthasar nicht unbekannt geblieben, zudem hegte er eine besondere Liebe für die barocken Bauernmöbel, die in dieser Werkstatt hergestellt wurden. Diese Möbel erst würden seine Kunst im Schnitzen und Malen voll zur Geltung kommen lassen.
Anna Maria und Balthasar müssen einander auf den ersten Blick sympathisch gewesen sein, denn die Hochzeit wurde bereits auf den 28. März festgesetzt. Zwischendurch machte Balthasar noch seine Meisterprüfung, die er wie zehn Tage zuvor die Gesellenprüfung mit Auszeichnung bestand. Im Prüfungszeugnis ist unter „Signalement" angeführt: „Alter: geboren 1804; Größe: 5 Schuh, 9 Zoll, 9 Linie (= 1,697 Meter); Haare: braun; Stirn: hohe; Augenbrauen: braun; Nase: proportioniert; Mund: breiten; Kinn: lang; Gesicht: länglich; Gesichtsfarbe: gesund; Kennzeichen: ohne."
Mit Balthasar Wimmer begann die Hochblüte altbayerischer Volkskunst. Die ohnehin schon kunstvoll geschnitzten und bemalten Bauernmöbel aus der Obstädter Werkstätte wurden zusehends prunkvoller, die Brautausstattungen immer kostbarer und der Kundenkreis immer größer. Oftmals konnte Wimmer die Bestellungen nicht mehr alle annehmen, zeitweise arbeiteten in seiner Werkstätte bis zu acht Gesellen und mehrere Lehrlinge. Der Meister selbst betätigte sich zumeist als Drechsler und Schnitzer, aber auch als Maler und Vergolder. Und kam dann einmal ein ganz wichtiger Auftrag, dann führte er ihn von Anfang an selbst aus.
Eine Brautausstattung von des Meisters Hand, die zudem ein Prunkstück der Werkstätte gewesen sein dürfte, ist fast vollständig erhalten geblieben und seit vielen Generationen im Besitz einer Familie. Was sie allerdings gekostet hat, ist nicht feststellbar. Maria Mayrbacherin, Demeltochter von Wolkerting, jedoch schrieb fein säuberlich auf, was sie für einen von einem Gesellen gefertigten und bemalten Schrank hat zahlen müssen: „15 Gulden und 55 Kreuzer von mir selbst stammen und 13 Gulden und 50 Kreuzer von der Zenz waren."
Aber auch Balthasar Wimmer hatte Ärger mit der lieben Konkurrenz. Sie neidete ihm das florierende Geschäft und man beschuldigte ihn, daß er das, „Anstreichergewerbe" (Malen und Vergolden) widerrechtlich ausübe. Diesen Anschuldigungen konnte er nur mit einem Zeugnis der Verwaltung der Landgemeinde Assling begegnen, in dem darauf hingewiesen wurde, daß Balthasar Wimmer Vater einer großen Familie sei und deren Nahrungsstand auf Tischlerarbeit und vorzüglich auf Anstreichen begründet sei.

Doch dann änderte sich bei Bayerns Bauern der Geschmack

Kistler in weiten Teilen Oberbayerns versuchten das Obstädter Bauernbarock nachzumachen, was oftmals jedoch nicht gelang. Die Irschenberger und die Aiblinger Kistler dürften zu Anfang ebenfalls nachgeahmt haben, entwickelten dann aber einen eigenen Stil, wobei die Irschenberger Bauernschränke einige Berühmtheit erlangten und heutzutage im Kunsthandel neben den Obstädtern zu den gefragtesten Schränken zählen.
Die drei Söhne von Balthasar Wimmer erlernten ebenfalls das Kistlerhandwerk und arbeiteten in der Werkstätte ihres Vaters mit, in der längst schon großer Platzmangel herrschte. Wimmer erbaute einen großen Hof mit einer geräumigen Werkstätte, und dort schufen nun die im Schnitzen und Malen ebenso talentierten Söhne die prächtigsten Brautausstattungen.
Um die Jahrhundertmitte änderte sich dann auch bei den Bauern der Geschmack. Die rote, grüne und vereinzelt auch blaue Marmorimitation war nicht mehr gefragt, neue Mode war eine braune, gemalte Maserung. Auch bewegte sich der Trend hin zu einer Vereinfachung der Möbel mit weniger Zierat.
In der Wimmer-Werkstätte paßte man sich nur in der braunen Grundfarbe diesem Geschmackswandel an, die drei Söhne verzierten die Schränke nach wie vor mit viel Schnitzwerk. Um diese Zeit wurde auch eine ganze Reihe unbemalter, jedoch mit viel Schnitzereien versehener Schränke verkauft.
Doch dann flaute das Interesse an geschnitzten Schränken immer mehr ab. Die Obstädter Kistlerei mußte sich nach neuen Einnahmequellen umsehen. Spinnräder und Haspeln wurden nun gedrechselt und geschnitzt, was wütende Proteste der „conzessionierten Drechsler" auslöste. Balthasar Wimmer wurde das Herstellen von Drechslergegenständen strengstens untersagt, und die beantragte Drechslerkonzession ließ auf sich warten.
Um überhaupt konkurrenzfähig zu bleiben, mußten in der Obstädter Kistlerei die Möbel immer mehr vereinfacht werden. Nur noch der vergoldete und aus Blattornamenten bestehende Aufsatz der Schränke erinnerte an die Pracht der Möbel vergangener Zeiten. Balthasar Wimmer selbst mochte nicht mehr in die Werkstätte gehen; er kümmerte sich jetzt verstärkt um die Landwirtschaft. Am 26. Juni 1863 starb er.
In der Obstädter Kistlerei wurden nun neben den ganz einfachen Möbeln, Spinnrädern und Haspeln auch Butterfässer, gedrechselte Vorhangstangen, Spucktruhen, Totentruhen und Feldkreuze hergestellt und Bauschreinerarbeiten ausgeführt. Und zur Jahrhundertwende hin kamen immer mehr Schränke in die Werkstätte zurück, die einst Vater und Großvater gefertigt hatten.
Diese prunkvollen Schränke wollte niemand mehr sehen, die Schnitzereien galten als Staubfänger und mußten auf Wunsch der Kunden entfernt werden. Ebenso mußte die Marmorierung dem Zeitgeschmack entsprechend braun überstrichen werden. So gingen viele der schönsten Schränke des altbayerischen Bauernbarocks für immer verloren.

Johannes Auerbach

Fotos: Peter Köther, Markus Krammer

Schmuckschatulle aus Porzellan und Holz, 78 cm hoch, gekrönt von der Göttin Juno mit dem ihr geweihten Pfau. Ludwig Sturm entwarf und bemalte dieses Stück für die Weltausstellung 1893 in Chicago; Johannes Helmig schuf die Plastiken

Teekanne aus „Schneeballblüten", von Johann Kaendler 1739 entworfen

Kratervase, 1865, mit durchscheinender Platinmalerei „Bacchuszug"

„Geigenspieler" aus der Serie „Musizierende Gärtnerkinder", entworfen 1780 von Acier

„Drei Grazien", 1784 von Jüchtzer klassizistisch gestaltet

Wandplatte „Frau mit Pelikan" von Willi Münch-Khe, 1912

Das Österreichische Museum für angewandte Kunst in Wien präsentiert bis zum 30. April

Meisterliches aus Meißen

Die Besucher der Leipziger Ostermesse des Jahres 1710 müssen wohl von dem dort erstmals ausgestellten „Böttgersteinzeug" nicht sonderlich beeindruckt gewesen sein, die meisten gingen achselzuckend weiter. Auch der Verkauf bei der Michaelismesse im Oktober blieb weit unter den Erwartungen, und so erwarb August der Starke selber das Porzellan aus der von ihm ein paar Monate zuvor gegründeten Manufaktur in Meißen. Und Johann Melchior Steinbrück, ein sächsischer Chronist jener Zeit, konnte schreiben: „Das allerbest von solchen Waaren aber habe I. K. M. in Dereo Grünem Gewölbe und Japanischen Palais zu Altdreßden."
Das „allerbest von solchen Waaren" aus der nunmehr Staatlichen Porzellan-Manufaktur Meißen ist zur Zeit im Österreichischen Museum für angewandte Kunst in Wien ausgestellt. Im Gegensatz zur ersten Ausstellung vor 273 Jahren gehen die Besucher allerdings nicht achselzuckend weiter. Vielmehr bleiben sie bewundernd stehen. Viele kommen sogar von weit her angereist, um diese Kostbarkeiten zu sehen.
Anfang des Jahres 1708 hatte der 27 Jahre alte Johann Friedrich Böttger das weiße Porzellan erfunden. Viele Fachleute sind heute überzeugt, daß die Erfindung des Porzellans mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bedeutungslos geblieben wäre, hätte nicht der junge

Bitte umblättern

„Das Wasser", eine Vase, die als Kaminschmuck verwendet wurde. Johann Joachim Kaendler und Johann Friedrich Eberlein formten sie 1742; die Rückseite, auf dem Kaminsims nicht zu sehen, ist wesentlich einfacher gestaltet

Vase von 1890 mit Malerei, die nach französischem Vorbild in vielen Schichten aufgetragen worden ist

Uhr mit lesendem Putto. Entworfen 1772 von Michel Victor Acier, hergestellt um 1926; für den Schreibtisch

„Der Hunne", 1897 von Erich Hösel geschaffen. Starke Ausdruckskraft: Das Pferd scheut vor einem Totenschädel

Kunstwerke aus Porzellan, seit 1710 beliebt und begehrt

Fortsetzung von Seite 79

Böttger bereits eine so fundierte Menschenkenntnis besessen.

Er wußte nämlich genau, daß drei Dinge erforderlich sind, um des Menschen Begierde für etwas zu wecken, was er zum Leben nicht unbedingt braucht. Dazu schreibt er: „ . . . als erstlich die Schönheit, zum andern die Rarität und drittens die mit beyden verknüpfte Nutzbarkeit. Solche drey Qualitäten machen eine Sache angenehm, kostbar und nöthig . . ."

Unter Schönheit verstand Böttger zarte Gebilde aus Porzellan, die „Edlen Gesteine gleichen, theils mit erhabenen Blumen, theils mit anderen erhabenen Zierathen" versehen. Und diese Schönheiten sollten seine Gefäße auch von den „indianischen" unterscheiden. Unterstützt und finanziert vom König, konnte Böttger die bedeutendsten Künstler der sächsisch-polnischen Residenz in der Manufakur einsetzen.

Nach dem frühen Tode Böttgers – er starb mit 37 Jahren – verpflichtete August der Starke den Maler Johann Gregorious Höroldt und den Bildhauer Joachim Kaendler, die sein Werk fortführten, auf seinen Grundlagen aufbauten und sie erweiterten. Höroldt hatte einen „sechsten Sinn" für die Porzellanbemalung; zudem entwickelte er die berühmten Meißner Porzellanfarben. Nach ihm arbeiteten unzählige weitere Künstler, der europäische Porzellanstil entwickelte sich, und innerhalb dieses Stils wiederum entstanden viele Richtungen. Das Meißener Porzellan erlangte Weltruf.

Vieles hat sich geändert seitdem, doch zweierlei nicht: Das Meißener Porzellan hat immer noch Weltruf, und die kostbaren Stücke müssen nach wie vor in Handarbeit hergestellt werden. Und man könnte hier ein Shakespeare-Wort abwandeln, daß das Meißener Porzellan gemacht erscheint aus „solchem Stoff wie der zum Träumen".

Spectator

Die fünf ältesten Kinder von Karl I., *1637. Öl, 163,2 x 198,8 cm. Leihgabe der Königin. Der 7jährige Charles posiert mit einer Dogge;*

links daneben, im Kinderrock, der 4jährige James

Anthonis van Dyck

Maler der Mächtigen

Bis zum 20. März zeigt die Londoner Nationalgalerie Meisterwerke des Flamen

Am 1. April 1632 kam Anthonis van Dyck, neben Rubens der größte und berühmteste flämische Maler seiner Zeit, nach London. Eine eigentümliche, neurotische Unrast trieb den 1599 in Antwerpen geborenen Künstler durch die Welt. 1620 war er schon einmal in England gewesen und in die Dienste König Jakobs I. getreten; doch die hatte er bereits nach drei Monaten quittiert und wieder seine Heimat aufgesucht.

Obwohl von der Statthalterin der Niederlande, Erzherzogin Isabella, inzwischen zum Hofmaler ernannt, wechselte van Dyck nun erneut in die englische Hauptstadt, an den Hof Karls I. Der König stellte ihm ein Haus in Blackfriars zur Verfügung. Es lag an der Themse; Karl befahl, einen Anlegesteg und eine Treppe zu bauen, damit er seinen Künstler jederzeit schnell auf dem Wasserwege besuchen konnte. Auch an Ehrungen ließ er es nicht fehlen: Am 5. Juli bereits wurde van Dyck zum Ritter geschlagen.

Keine Würde ohne Bürde:

Fortsetzung auf Seite 86

Karl I. und Königin Henrietta Maria mit ihren beiden ältesten Kindern, Charles und Mary. *Um 1632. Öl, 302,9 x 255,9 cm. Leihgabe der Königin. Auf dem Tischchen die britische Herrscherkrone, im Hintergrund die Themse mit Westminster*

Anthonis van Dyck war der ideale Porträtist der Adeligen. Er stellt sie stets würdevoll und dennoch ungeschmeichelt dar

Teresia, Lady Shirley. *Öl, 200 x 133,4 cm. National Trust, Petworth. Die exotisch anmutende Lady war eine Tscherkessin, die Sir Robert Shirley geheiratet hatte, einen Engländer im diplomatischen Dienst des Schahs von Persien*

Königin Henrietta Maria, *1638. Öl, 71,8 x 56,5 cm. Leihgabe von Elizabeth II. Die Königin wünschte, daß Bernini in Rom eine Büste von ihr schüfe. Dieses Porträt sollte als Modell dienen. Doch der große Bildhauer lehnte ab: Er arbeite nicht mehr nach einem Bild, und wäre es von Raffael gemalt*

Thomas Wentworth, I. Earl of Strafford, und Sir Philip Mainwaring. *Um 1640. Leihgabe von Lady Juliet de Chair. Eine Studie des Staatsmannes und seines Sekretärs, eine später oft kopierte Komposition*

Karl I., *1635. Öl, 84,5 x 99 cm. Leihgabe von Königin Elizabeth. Nach diesem dreifachen Porträt schuf Bernini 1636/37 eine Büste des Königs, die wegen ihrer Ähnlichkeit hoch gerühmt wurde. Das Werk des Bildhauers fiel 1698 dem Brand in Whitehall zum Opfer.*

Cupido und Psyche, *um 1639. Öl, 199 x 192 cm. Leihgabe der Königin. Das einzige Bild mit einem Motiv aus der antiken Sagenwelt, das van Dyck in England malte; ein Auftrag von König Karl I.*

Fortsetzung von Seite 83

Der Flame war nun zuständig und verantwortlich für sämtliche Bilder vom König, von der Königin und ihren Kindern. Knapp ein Jahr später hatte er bereits neun Porträts der Majestäten angefertigt. Auch der Adel war begierig darauf, sich von van Dyck konterfeien zu lassen, die Königin sowie einige Günstlinge nutzten sogar seine künstlerischen Fähigkeiten, um ihre Ahnengalerien mit Bildnissen von Vorfahren aufzufüllen.

Bis dahin gewöhnt an das vergleichsweise eher brave Handwerk der Hofkünstler Daniel Mytens und Cornelius Johnson, entzückten van Dycks weltmännische Umgangsformen und seine ebenso elegante wie würdevolle Malerei die Mächtigen der Insel. Die Farbenpracht der Gemälde, das Spiel mit dem Licht, die ausdrucksvolle Wiedergabe von Gebärden und Bewegungen, die souverän-lockere Haltung der Figuren, das alles hatten seine Vorgänger nicht zuwege gebracht.

Van Dyck schmeichelte seinen Auftraggebern zwar nicht, aber er besaß einen scharfen Blick dafür, aus welcher Perspektive ein Gesicht am eindrucksvollsten und sympathischsten wirkte; heute würde man vielleicht sagen, er wußte die fotogene Seite zu finden. Er „überhöhte" die Natur, doch er vergaß darüber nicht die Ähnlichkeit.

Was allerdings die Auftraggeber auch nicht immer befriedigte. So klagte die Countess of Sussex, als sie ihres Porträts erstmals ansichtig wurde: „Das Gesicht ist zu groß und so fett, daß es mir überhaupt nicht gefällt. Es sieht aus wie aufgeblasen – aber ehrlich gesagt, gleicht es dem Original." Die junge Prinzessin Sophia von Hannover wiederum hatte ihre Schönheitsvorstellungen, was englische Damen betraf, von van Dycks Gemälden bezogen; sie war höchlich überrascht, „die Queen, die auf dem Bild so schön ist, als eine kleine Frau mit langen, mageren Armen, krummen Schultern und Zähnen, die aus ihrem Mund hervorragen wie Kanonen aus einer Festung", kennenzulernen.

Kaum ein anderes Herrscherpaar der englischen Geschichte war so aufgeschlossen für die Malerei wie Karl I. und seine Gemahlin, kein anderer Hof pflegte eine solch hohe Lebenskultur. Jahrelang hatte Karl nach einem Maler von internationalem Rang gesucht; in van Dyck fand er einen Mann von verwandtem Geist und Geschmack. Und mit nie zuvor in England gesehener Ausdruckskraft und handwerklicher Brillanz schuf dieser Meister Gemälde, die von der Macht und Würde der britischen Monarchie ein ganz neues Bild vermittelten.

So wirken sie noch heute, wie die Besucher der Ausstellung in der Londoner Nationalgalerie in diesen Tagen feststellen. Queen Elizabeth II. hat aus der Sammlung des Hofes sechs Werke dafür zur Verfügung gestellt; die übrigen Leihgaben kamen aus der ganzen Welt, von der Leningrader Eremitage ebenso wie aus Holland, Frankreich und Amerika. Insgesamt sind 65 Ölbilder und 22 Zeichnungen zu sehen, die einen nachhaltigen Eindruck vom Wirken des Flamen in England hinterlassen. Die National Portrait Gallery zeigt die Schau bis zum 20. März.

Visitor

Fotos: Reproduced by gracious permission of Her Majesty The Queen (6); National Gallery (3)

Die Tunisreise

Münster, Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, Domplatz 10. Werke der Künstler Klee, Macke und Moillet. Bis 13. Februar 1983

Deutsche Kunst des 20. Jahrhunderts

Berlin, Bauhaus-Archiv-Museum für Gestaltung, Klingelhöfer Straße 14. Die Ausstellung der „Entarteten" zeigt unter anderem Werke von Klee, Barlach, Beckmann, Kirchner und Nolde. Vom 10. Februar bis 17. April 1983

Katalog, 228 Seiten mit vielen Abbildungen. Preis: 35 DM an der Museumskasse, 41 DM bei Zusendung

Ländlicher Schmuck

Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Kornmarkt 1. Beispiele aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Bis 13. Februar 1983

Katalog, 160 Seiten mit vielen sw-Abbildungen. Preis: 20 DM

Spiegel des täglichen Lebens

Köln, Kölnisches Stadtmuseum, Zeughausstraße 1–3. Neue archäologische Funde des Mittelalters und der Neuzeit aus Köln. Bis 27. Februar 1983

Russische Malerei heute

Biberach an der Riß, Museum Biberach (Braith-Mali-Museum), Museumstraße 6. Bilder–Gouachen–Grafik. Bis 20. Februar 1983

Katalog, 144 Seiten, davon 70 in Farbe und viele sw-Abbildungen. Preis: 25 DM

Otto Pankok (1893–1966)

Oberhausen, Städtische Galerie Schloß Oberhausen, Sterkrader Straße 46. Bis 13. Februar 1983

Johann (1702–1762) und Januarius (1730–1797) Zick

München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Neue Pinakothek, Barerstraße 29. Zweck der Studio-Ausstellung ist es, am Beispiel einer wichtigen Werkgruppe auf die Abteilung deutscher Barockmalerei aufmerksam zu machen. Bis 20. Februar 1983

Katalog, 86 Seiten, 75 Abbildungen. Preis: 10 DM

Richard Riemerschmied (1868–1957) – Vom Jugendstil zum Werkbund

München, Stadtmuseum, St.-Jakobs-Platz 1. Bis 27. Februar 1983

Malerei und Grafik aus der DDR

Stuttgart, Kunstverein, Gerokstraße 37. Vom 4. Februar bis 13. März 1983

Henri Matisse (1869–1954)

Düsseldorf, Städtische Kunsthalle, Grabbeplatz 4. Zeichnungen – Aquarelle – Pastelle. Vom 30. Januar bis 4. April 1983

10 Orafi Padovani – moderne Goldschmiedkunst aus Italien

Pforzheim, Schmuckmuseum, Jahnstraße 42. Als Sonderausstellung präsentiert das Schmuckmuseum Pforzheim das künstlerische Schaffen von zehn Goldschmieden aus Padua, die alle ihre Ausbildung am dortigen Istituto d'arte erhalten haben. Bis 4. April 1983

Von Odysseus bis Felix Krull

Berlin, Kunstbibliothek. Gestalten der Weltliteratur in der Buchillustration. Bis 10. Februar 1983

Paula Modersohn-Becker (1876–1907) – Die Landschaften

Bremen, Kunsthalle, Am Wall 207. Werke der deutschen Malerin und Vorläuferin des deutschen Expressionismus. Bis März 1983

Carl von Fischer (1782–1820)

München, Neue Pinakothek, Barerstraße 29. Ausstellung zum 200. Geburtstag des Architekten. Bis 27. Februar 1983

Katalog, 230 Seiten mit vielen Farb- und sw-Abbildungen. Preis: 28 DM

BRÜCKE – Werke des Expressionismus

Hannover, Kunstmuseum Hannover mit Sammlung Sprengel, Kurt-Schwitters-Platz. Die Mitglieder der Künstlergruppe „Brücke" – Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Karl Schmidt-Rottluff, Max Pechstein und Otto Mueller – sind im Kunstmuseum mit vielen wichtigen Werken vertreten. Bis 6. März 1983

Henri Fantin-Latour (1836–1904)

Paris, Grand Palais, Avenue Eisenhower. Die Ausstellung zeigt etwa 150 Gemälde, Lithografien und Zeichnungen mit Stilleben und Gruppenporträts des französischen Malers und Grafikers. Bis 7. Februar 1983

Schönes, Nützliches und Merkwürdiges von Anno dazumal

Krefeld, Museum Burg Linn, Museumsbunker, Rheinbabenstraße. Die Ausstellung zeigt niederrheinische Kostbarkeiten und Kuriositäten aus verschiedenen Jahrhunderten, die wegen Platzmangels nicht ständig ausgestellt werden können. Bis Anfang April 1983

14. Westdeutsche Kunstmesse Köln

Köln, Rheinhallen des Kölner Messegeländes. Kunst und Antiquitäten vom Altertum bis zur Neuzeit werden auf der Kunstmesse präsentiert. Vom 25. Februar bis 2. März 1983

Max Beckmann (1884–1950) – Die frühen Bilder

Frankfurt, Städtische Galerie im Städelschen Kunstinstitut, Dürerstraße 2. Bis 17. April 1983

Katalog, 220 Seiten mit vielen Farbtafeln und sw-Abbildungen. Preis: 35 DM

Der neue amerikanische Realismus 1960–1980

Nürnberg, Kunsthalle, Lorenzer Straße 32. Die Ausstellung findet in Zusammenarbeit mit der Pennsylvania Academy of Fine Arts/USA statt. Vom 11. Februar bis 10. April 1983

Vom Manierismus zum Barock

Stuttgart, Staatsgalerie, Konrad-Adenauer-Straße 32. Werke italienischer Künstler vom 16. bis zum 17. Jahrhundert. Bis Mitte Februar 1983

El Greco (1541–1614)

Dallas, Museum of Fine Arts. Bis 6. Februar 1983

Die Kataloge können falls nicht anders vermerkt, über die jeweiligen Museen bezogen werden.

IM NÄCHSTEN HEFT

Thomas Gainsborough: Der englische Meister des Rokoko **Innsbruck:** Des Kaisers „schwarze Mander" **Salvador Dali:** Schmuck aus Gold und edlen Steinen **Celle:** Niedersachsens Prunkstück am Rande der Heide **Düsseldorf:** Matisse-Schau. PAN Nr. 3 erscheint am Freitag, 25. Februar

Aus dem neuen Katalog von Dr.Tigges-Fahrten

Es gab auf dieser Reise durch Ägypten viele Anlässe, über unsere eigene Geschichte nachzudenken.

„Unsere Studien-Reiseleiter verstehen es vortrefflich, Wissen zu vermitteln, Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen, den Bogen zu den geistigen Erben des Pharaonenreiches zu spannen. Wir legen aber auch Wert darauf, daß sie es verstehen, für Harmonie in der Reisegruppe zu sorgen und individuelle Wünsche nach gegebenen Möglichkeiten zu erfüllen."

Die große Ägypten-Flug-Studienreise, 15 Tage ab/bis München ab DM 2695,– Kombination mit Badeurlaub möglich.

DR. TIGGES-FAHRTEN

In guter Gesellschaft die Welt erleben

Sie sollten mehr über das Dr.Tigges-Angebot wissen:
An über 700 Abreiseterminen bringt Sie Dr.Tigges-Fahrten auf 106 Studienreisen nach 5 Kontinenten; 26 Baedeker & Bikini-Rundfahrten – eine Kombination aus Rundfahrt und Badeurlaub – führen in die Länder rund ums Mittelmeer. Den ausführlichen und aktuellen, 200seitigen Katalog erhalten Sie in Ihrem TUI-Reisebüro oder direkt von
Dr.Tigges-Fahrten, Abteilung 3969,
Hamburger Allee 8, 3000 Hannover 1 oder
telefonisch (0511) 3363737.

TUI

Name / Vorname

Anschrift PLZ